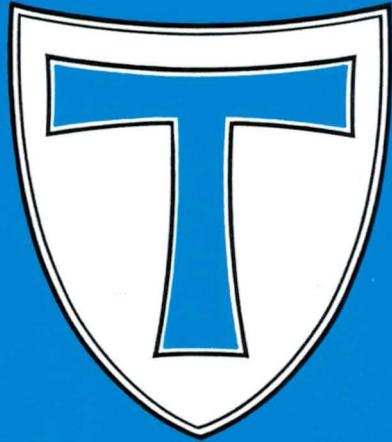


2 Jahrgang 21
Heft 2
November 1988

Gießener Universitätsblätter

Herausgeber: Präsidenten der
Justus-Liebig-Universität Gießen und
der Gießener Hochschulgesellschaft



V. Alexander	Ursachen und Wirkungen des Börsenkraches
W. Becker	Die Idee der politischen Freiheit
K. Dedecius	Partnerschaft und Poesie
W. Hinck	Theater der Hoffnung
W. Huber	Fortschrittsglaube und Schöpfungsgedanke
B. Jendorff	Perspektiven für den katholischen Religionsunterricht
W. Martini	Das Erbe der klassischen Antike heute
W. Stroh	Der Fortschritt der Naturwissenschaften...
H.-J. Weimann	200 + 10 Jahre Forstwissenschaft an der Universität Gießen
H. Wolf	Arvo Ylppö

Gießener Universitätsblätter

Herausgeber: Präsidenten der
Justus-Liebig-Universität Gießen und
der Gießener Hochschulgesellschaft

Druck und Verlag
Brühlsche Universitätsdruckerei
Gießen

2 Jahrgang 21
Heft 2
November 1988

Herausgeber Präsident der Justus-Liebig-Universität Gießen
und Gießener Hochschulgemeinschaft

Schriftleitung Prof. Dr. Egon Wöhlken (Wö)
Senckenbergstraße 3, 6300 Gießen
Ruf (06 41) 7 02 83 00 (vormittags)

*Mitarbeiter
der Redaktion* Birgit Acker (Ac)
Wolfgang Peschel, M. A. (Pe)
Ludwigstraße 28, 6300 Gießen, Ruf (06 41) 7 02-21 83 (Dienstags 14—15 Uhr)

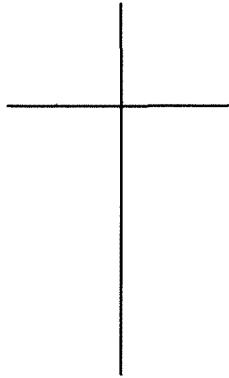
Druck und Verlag Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen

INHALT

Personalmeldungen der Justus-Liebig-Universität Gießen	5
<i>Beiträge</i>	
Karl Dedecius Partnerschaft und Poesie	7
Walter Hinck Theater der Hoffnung	15
Wolfgang Huber Fortschritts Glaube und Schöpfungsgedanke	25
Werner Stroh Der Fortschritt der Naturwissenschaften als gemeinsame Herausforderung von Arzt und Seelsorger	35
Volbert Alexander Ursachen und Wirkungen des Börsenkraches	49
Werner Becker Die Idee der politischen Freiheit	59
Bernhard Jendorff Perspektiven für den katholischen Religionsunterricht im Jahr 2000	71
Hans-Joachim Weimann 200 + 10 Jahre Forstwirtschaft an der Universität Gießen	79
Wolfram Martini Das Erbe der klassischen Antike heute	89
Helmut Wolf Arvo Ylppö, Helsinki, der älteste Ehrendoktor der Medizinischen Fakultät Gießen	99
<i>Buchbesprechung</i>	113
<i>Berichte aus der Gießener Hochschulgesellschaft</i>	115
<i>Biographische Notizen</i>	119

**Wir danken allen Firmen,
die unsere Förderbemühungen
durch Anzeigenaufträge unterstützen.**

**Unsere verehrten Leser bitten wir,
die Anzeigen zu beachten.**



EHRENTAFEL

Die Gießener Hochschulgesellschaft trauert
um ihre verstorbenen Mitglieder

Pfarrer i. R. Gerhard Bernbeck, Gießen

Dr. Karl von Winkler, Ottobrunn

Dr. med. Hasso Wolf, Wettenberg

Personalnachrichten der Justus-Liebig-Universität Gießen

Prof. Dr. phil. *Jost Benedum* (Geschichte der Medizin) hat einen Ruf an die Universität Heidelberg abgelehnt.

Prof. Dr. phil. *Bernulf Kanitscheider* (Philosophie der Naturwissenschaften) hat einen Ruf an die Universität Innsbruck abgelehnt.

Prof. Dr. iur. *Arthur Kreuzer* (Kriminologie, Jugendstrafrecht und Strafvollzug) hat einen Ruf an die Universität Heidelberg abgelehnt.

Prof. Dr. agr. Dr. h. c. *Friedrich Kuhlmann* (Landwirtschaftliche Betriebslehre) hat einen Ruf an die Technische Universität München abgelehnt.

Prof. Dr. phil. *Joachim Adamietz* (Klassische Philologie) ist einer Berufung an die Universität Marburg gefolgt.

Prof. Dr. phil. *Georg Pflug* (Mathematische Statistik und Wahrscheinlichkeitstheorie) ist einer Berufung an die Universität Wien gefolgt.

Prof. *Klaus R. Scherer*, Ph. D. (Sozialpsychologie) ist einer Berufung an die Universität Genf gefolgt.

Prof. Dr. med. Dr. iur. *Günter Schewe* (Rechtsmedizin) ist einer Berufung an die Universität Kiel gefolgt.

Prof. Dr. sc. agr. *Peter Michael Schmitz* (Agrarpolitik) ist einer Berufung an die Universität Frankfurt gefolgt.

Prof. Dr. med. *Ulrich Weber* (Orthopädie) ist einer Berufung an die Freie Universität Berlin gefolgt.

Prof. Dr. med. *Hagen Weidauer* (Hals-Nasen-Ohren-Heilkunde) ist einer Berufung an die Universität Heidelberg gefolgt.

Prof. Dr. phil. *Friedrich Wolfzettel* (Romanische Literaturwissenschaft) ist einer Berufung an die Universität Frankfurt gefolgt.

Von den amtlichen Verpflichtungen entbunden

Prof. Dr. rer. nat. *Fritz Anders* (Genetik) zum 31. 3. 1988.

Prof. Dr. rer. hort. *Werner Gruppe* (Ostbau und Obstzucht) zum 31. 3. 1988.

Prof. Dr. med. *Leonhard Illig* (Dermatologie) zum 30. 9. 1988.

Prof. Dr. med. *Ladislav Róka* (Klinische Chemie) zum 31. 3. 1988.

Prof. Dr. Ing. *Kurt Staguhn* (Kunst- und Werkerziehung) zum 30. 9. 1988.

Prof. Dr. rer. nat. *Lore Steubing* (Botanik) zum 30. 9. 1988.

Zum Honorarprofessor wurde ernannt

Dr. rer. pol. *Hans Georg Willers*, Vorstandsvorsitzender und Mitgesellschafter der Franz Haniel & Cie. GmbH, Duisburg.

Neubesetzungen von Professorenstellen in folgenden Fachbereichen

Kunstpädagogik, Musikwissenschaft, Sportwissenschaft

C 3-Professur für Musikgeschichte:

Prof. Dr. phil. *Peter Andraschke*, vorher Privatdozent an der Universität Freiburg.

Religionswissenschaften

C 3-Professur auf Zeit für Bibelwissenschaften/Neues Testament:

Prof. Dr. theol. habil. *Jens-Wilhelm Taeger*, vorher wissenschaftlicher Assistent an der Universität Münster.

Geschichtswissenschaften

C 4-Professur für Kunstgeschichte:

Prof. Dr. phil. *Oskar Bättschmann*, vorher Professor an der Universität Freiburg.

C 4-Professur für Osteuropäische Geschichte:

Prof. Dr. phil. *Klaus Heller*, vorher Professor an der Universität Erlangen-Nürnberg.

Mathematik

C 4-Professur für Mathematik, Schwerpunkt Geometrie und diskrete Mathematik:

Prof. Dr. rer. nat. *Albrecht Beutelspacher*, vorher wissenschaftlicher Mitarbeiter bei der Siemens AG, München.

Agrarwissenschaften

C 4-Professur für Landeskultur:

Prof. Dr. sc. agr. *Johannes-Georg Frede*, vorher Akademischer Rat an der Universität Göttingen.

Veterinärmedizin

C 4-Professur für Pharmakologie und Toxikologie:

Prof. Dr. med. vet. *Ernst Petzinger*, vorher Professor an der Universität Mainz.

Humanmedizin

C 3-Professur für Medizinische Mikrobiologie (Schwerpunkt Infektionsimmunologie):

Prof. Dr. med. *Sucharit Bhakdi*, vorher Professor auf Zeit in diesem Fachbereich.

C 4-Professur für Klinische Chemie und Pathobiochemie:

Prof. Dr. med. Dr. rer. nat. *Norbert Katz*, vorher Professor an der Universität Freiburg.

C 4-Professur für Neurochirurgie:

Prof. Dr. med. *Klaus Roosen*, vorher Professor auf Zeit an der Universität Gesamthochschule Essen.

C 2-Professur auf Zeit für Kinderneurochirurgie:

Prof. Dr. med. – Med. Akad. Łódź – *Jan Zierski*, vorher Privatdozent in diesem Fachbereich.

Neubesetzung von Hochschuldozenturen in folgenden Fachbereichen

Kunstpädagogik, Musikwissenschaft, Sportwissenschaft

Fachgebiet Musikpädagogik:

Dr. paed. *Maria Luise Schulten*, vorher wissenschaftliche Assistentin an der Universität Köln.

Humanmedizin

Fachgebiet Innere Medizin, Schwerpunkt Hämostaseologie:

Dr. med. habil. *Detlev G. S. Thilo-Körner*, vorher Privatdozent und Hochschulassistent in diesem Fachbereich.

Es habilitierten sich

Dr. rer. nat. *Thies Basedow*, Akademischer Rat am Institut für Phytopathologie und Angewandte Zoologie, für das Fach Phytopathologie – Angewandte Zoologie.

Tip Dr. (Univ. Istanbul) *Faruk Durbin*, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Orthopädischen Klinik des Zentrums für Orthopädie und Physikalische Medizin, für das Fach Orthopädie.

Dr. rer. nat. *Anton Fischer*, früherer Hochschulassistent am Institut für Pflanzenökologie, für das Fach Geobotanik.

Dr. med. *Hans-Peter Fischer*, Hochschulassistent am Institut für Pathologie des Zentrums für Pathologie, für das Fach Allgemeine Pathologie und spezielle pathologische Anatomie.

Dr. phil. *Charlotte Höhn*, wissenschaftliche Oberrätin am Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, Wiesbaden, für das Fach Bevölkerungspolitik und Familienstatistik.

Dr. med. *Claus Rüdiger Hornig*, Hochschulassistent an der Neurologischen Klinik des Zentrums für Neurologie und Neurochirurgie, für das Fach Neurologie.

Dr. med. *Kamal Jarrar*, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Urologischen Klinik des Zentrums für Chirurgie, Anästhesiologie und Urologie, für das Fach Urologie.

Dr. med. *Jürgen Lohmeyer*, Hochschulassistent an der Medizinischen Klinik I des Zentrums für Innere Medizin, für das Fach Innere Medizin.

Dr. phil. *Bernhard Reitz*, Akademischer Oberrat am Institut für Anglistik und Amerikanistik, für das Fach Neuere englische und amerikanische Literatur.

Dr. phil. *Manfred Stöckler*, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Philosophischen Seminar der Universität Heidelberg, für das Fach Philosophie der Naturwissenschaften.

Dr. med. *Hilmar Stracke*, Hochschulassistent an der Medizinischen Klinik III des Zentrums für Innere Medizin, für das Fach Innere Medizin.

Dr. phil. *Harald Wallbott*, Hochschulassistent am Fachbereich Psychologie, für das Fach Psychologie.

Karl Dedecius

Partnerschaft und Poesie *

Magnifizenzen,
verehrte Gäste und Gastgeber,
meine Damen und Herren.

Gestatten Sie mir, aus diesem festlichen Anlaß ein paar Gedanken nachzugehen, die sich mir – polnische Poesie lesend – zum Thema Partnerschaft, zum Thema Łódź und Gießen, zum Thema Deutsche und Polen, aufdrängen. Nichts scheint so ungereimt wie die Zusammenfügung von etwas eindeutig Konkretem wie Partnerschaft mit etwas vieldeutig Abstraktem wie Poesie. Und doch ist nichts als das Paar, als Doppelwesen, bestehend aus zwei scheinbar auseinanderklaffenden Begriffen und Inhalten, in der sich durchdringenden, sich ergänzenden Kreativität und Konsequenz so segensreich wie eben Partnerschaft und Poesie.

Poesie, in ihrer ursprünglich simplen griechischen Bedeutung, kommt von „machen“, tun, vollbringen, verwirklichen, schaffen. Es besagt aber in der späteren weiteren Sublimierung des sich immer mehr differenzierenden Begriffs den hohen Anspruch der Vollendung in der Wort-Kunst, die Kunst der ethisch und ästhetisch wertvollen Darstellung durch Sprache.

Poesie vermag in ihrer elliptischen Sprechweise, in ihrer Bilderschrift zeitliche und räumliche Gräben und Grenzen zu überwinden, über sie hinwegzudenken, vorauszudenken, Künftiges, auch Inneres –

also auch Empfindungen und Stimmungen – Stoff werden zu lassen, Ganzheiten herzustellen.

Poesie nimmt Veränderungen wahr, die noch nicht effizient geworden sind, sie zeichnet Entwicklungen vor, die wir konkret noch nicht zu denken gewagt haben. Poesie vermag auf kleinstem verbalen Raum große Ideenzusammenhänge sichtbar zu machen. Sie vermag das Mitfühlen zu wecken und das Weiterdenken zu mobilisieren.

Die Apperzeptionsformen der Poesie besitzen geradezu geheime Kräfte, Apathie zu heilen, Dynamik zu bewirken. Es ist ihr Sinn und Zweck, Mentales und Emotionales in schöpferische Bewegung zu bringen.

Poesie, obwohl sie nicht ungegliedert, nicht indifferent ist, schafft Einheit und Ganzheit, weil Einheit und Ganzheit ihr künstlerisches Wesen ausmachen. Dazu kommt noch etwas Drittes, Übergeordnetes hinzu, ohne das Poesie undenkbar wäre, nämlich die Freiheit. Die Freiheit der Rede, der Sprache, des Denkens – die Freiheit der Form. Und die Freiheit des Tuns.

Poesie ist Vision. Partnerschaft bedarf der Vision, der Visionäre. Am Anfang aller großen Menschenwerke stand die Vision des Menschen, seine Enge nicht zu akzeptieren, das Begrenzte zunächst mit Gedanken, dann mit Werken zu sprengen, einen Schritt weiter ins Grenzenlose vorzustoßen. Himmlische Systeme zu revolutionieren – wie Kopernikus. Oder irdische.

Partnerschaft, die nicht statisch, nicht steril bleiben will, ist auf poetische Visionen,

* Festvortrag zur 10jährigen Partnerschaft der Universitäten Łódź und Gießen, gehalten am 4. Juli 1988.

auf etwas noch kaum Denkbares angewiesen.

Partnerschaft bedeutet Partizipation, Teilhabe, Teilnahme – gegenseitigen Gewinn durch Geben und Nehmen. Sie bedeutet gemeinschaftliche Rechnung ohne schlitzohrige Berechnung, ein Tauschgeschäft ohne hinter sinnige Absicht, den anderen zu übervorteilen.

Geistiger Austausch, der intellektuelle, auch der moralische, ist kein Profitgeschäft, wie der Waffenhandel zum Beispiel, wo man wegen eines inhumanen Millionengewinns humane Millionenverluste skrupellos in Kauf nimmt. Geistiger Austausch – das können wir bei Leszek Kołakowski, der in Łódź studiert hat, philosophisch begründet finden – geistiger Austausch bereichert vor allem nicht den Nehmer, sondern den Geber.

Bei Kołakowski, der in den wichtigsten europäischen Sprachen in aller Welt seine Philosophie vorträgt, können wir noch einen anderen erstaunlichen Gedanken finden, der seine innere Kondition als Emigrant betrifft. Ich zitiere Kołakowski wörtlich:

Kindheit und Jugend kann man nicht einfach aus seinem Innern verbannen, ohne geistigen Selbstmord zu begehen. Auf der anderen Seite ist der Entschluß, sich der Anpassung völlig zu entziehen, zwar durchführbar, aber glücklos. Es ist möglich ... als professioneller Exil-Pole zu leben und das Land, in dem man lebt, als ein Zufallshotel zu betrachten; diese Einstellung finde ich nicht nur verzweiflungsvoll, sondern auch dem Gastland gegenüber unanständig. Manche, darunter ich, die ihre Heimat aus politischen Gründen verlassen haben, suchen einen Mittelweg: Sie spielen nicht Engländer, Deutsche oder Franzosen, wollen jedoch im Gastland möglichst aktiv mitleben. Wie weit das möglich ist, hängt meistens vom eigenen Willen ab, zum Teil auch davon, wieweit die Kultur und die Tradition des Landes bereit sind, Fremdkörper aufzunehmen; das ist ohne Zweifel in den Vereinigten Staaten und in Deutschland leichter als in England oder Frankreich.

Die größte Schwierigkeit der Emigration ist die Sprache, setzt Kołakowski fort, die Sprache als das geistige Leben selbst, als die unumgängliche Ausdrucksform der Seele. Unter den mir bekannten Sprachen

scheint mir die deutsche die nächste; nicht weil ich sie besser als andere, geschweige denn gut kenne, sondern im Sinne einer begrifflichen Verwandtschaft. Wenn wir vom Wortschatz, von der Syntax und der Grammatik abstrahieren, sind Polnisch und Deutsch dieselbe Sprache.

Auf diese Idee konnte nur jemand kommen, der seine entscheidenden Studien- und Entwicklungsjahre in Łódź erlebt hatte, wo das Deutsche von Polonismen und das Polnische von Germanismen wimmelten, wo Deutsch und Polnisch symbiotisch – und sehr fruchtbar, wie ich meine – miteinander koexistierten.

Nach Kołakowski, dem Philosophen, der in Łódź studiert hat, der in England lebt und lehrt, in Amerika und Frankreich Gastvorlesungen hält, in der Bundesrepublik mit dem Friedenspreis und mit Werk ausgaben geehrt wird, sprechen wir, Deutsche und Polen, wir in Łódź und wir in Gießen, dieselbe Sprache.

Partnerschaft hat etwas mit einer Partitur zu tun, mit der Kunst, mehrere Instrumental- und Vokalstimmen gleichzeitig lesen und verstehen zu können, sie miteinander erklingen zu lassen.

Partnerschaft stellt symphonische Übereinstimmung her. Das Partnerschaft stiftende Mittelwort, das Wort der Partnerschaft, das Partizip, gehört genauso zum Nomen wie zum Zeitwort.

Poesie der Übereinstimmung schwebt also heute in diesem Raum über den hier versammelten Köpfen.

Wo über Deutsche und Polen, Polen und Deutsche nachgedacht wird, stellt sich allerdings unweigerlich eine schmerzliche Hemmung ein und dazwischen: wie gespenstischer Stacheldrahtzaun: die Schuldfrage, die Frage nach Schuld und Sühne.

Wer ohne Schuld ist, werfe den ersten Stein. Es ist keiner – so oder so – ohne Schuld, denn in der Geschichte sind auch die Schuldlosen schuldig. In der Geschichte und an der Geschichte.

Ein poetisches Bild aus der Bibel sollte uns weiterhelfen. Das Gleichnis, wie Lot und seine Frau dem Grauen von Sodom und Gomorrha zu entfliehen versuchen. Beide haben das Verruchte im Gedächtnis, beide ziehen daraus ihre Konsequenz, aber Lot schafft es und seine Frau nicht. Er hat die Zukunft im Sinn und geht unbeirrbar weiter. Sie kann sich selbstquälerisch vom Vergangenen nicht lösen, bleibt stehen und dreht sich um – und versteinert zu einer Schmerzsäule aus Salz.

Zwei Chancen, Sodom und Gomorrha zu entkommen, aber nur eine Möglichkeit, sie zu überleben. Schuldbewußt, aber komplexfrei, also nicht paralysiert, sondern tätig. Moralisch geläutert, aber nicht moralisch erpreßbar. Denn das erste führt weiter, das zweite ist tödlich.

Korczak, ein Pole und ein Jude, könnte hier Ansatzpunkt und Vorbild sein. Sein Vermächtnis ist von einer so gewaltigen Dimension, daß wir sie mit unseren kurz-sichtigen Augen heute wohl noch gar nicht ganz erfassen können. Der philosophierende Erzieher, der unermüdliche Helfer, der seinen Plan hatte, die Welt zu verändern, der Menschenfreund geblieben ist, obwohl ihm Menschen das denkbar Schlimmste angetan haben, Korczak, der in seinen letzten Grübeleien, in dem 1942 im Warschauer Getto niedergeschriebenen Tagebuch – trotz des ringsum wütenden Terrors und Menschenhasses – kein einziges Wort der Menschenverachtung über seine Lippen kommen ließ, obwohl sein alttestamentarischer Zorn gewaltig gewesen sein muß.

Mitten in dem schrecklichen Krieg notierte Korczak, damals 64jährig:

Sooft ich an die Vergangenheit denke, an die verflossenen Jahre, bin ich alt. Ich will aber jung sein und deswegen schmiede ich Pläne für die Zukunft. Was werde ich nach dem Kriege tun?

Und Korczak tut nach dem Kriege, nach seinem Tode, mehr, als er in seinen Visio-

nen hätte davon träumen können. Seine Hinterlassenschaft wurde weltweit ein lebendiges Monument „aere perennius“, dauerhafter als Erz, Marmor, Granit oder Edelmetalle.

Korczaks poetische Vision fand eine ihrer schönsten und wirkungsvollsten Heimstätten hier an der Gießener Universität, in der Korczak-Gesellschaft. Hier wird sein Werk gehegt und gepflegt, von hier aus wandert es weiter ins Bewußtsein der Generationen.

Erinnern wir uns eine Weile an Korczak, an seine exemplarische Existenz. Er war 1906–1907 mit Begeisterung Praktikant an der Berliner Charité, dort Schüler der von ihm hochverehrten Professoren: Heinrich Finkelstein (1865–1942), Facharzt für Kinderheilkunde, und Theodor Ziehen (1862–1950), Professor für Psychiatrie und Nervenheilkunde, später auch Ordinarius für Philosophie und Privatgelehrter in Wiesbaden.

Kriegs- und leiderfahren war Korczak bereits 1914–1919 als Chefarzt eines Divisionslazarets und 1919 als Arzt der polnischen Armee in einem Seuchenlazarett in Łódź während des sowjetisch-polnischen Krieges.

Die Geschichte, die Geschichte des ersten und dann des zweiten Weltkriegs, hatte es nicht vermocht, ihm seine Vision vom Menschentum zu zerstören.

In einer der letzten Notizen seines Tagebuchs beschreibt Korczak den Augenblick, da er am Fenster seiner Behausung im Getto den Topfblumen Wasser gibt, während auf der Straße unten ein deutscher Posten diesem Treiben neugierig zusieht. Was würde man, als Opfer, als Gepeinigter, wie Korczak, in einem solchen Augenblick empfinden? Feindschaft, Zorn, Haß, Verachtung?

Korczak notiert:

Meine Glatze am Fenster wäre ein gutes Ziel. Er hat ja einen Karabiner. Warum steht er da und betrachtet

mich so friedlich? Er hat keinen Befehl. Vielleicht war er im bürgerlichen Leben Dorfschullehrer, vielleicht Notar, Straßenkehrer in Leipzig oder Kellner in Köln? Was würde er tun, wenn ich ihm zunickte? Freundlich winken? Vielleicht weiß er gar nicht, daß es so ist, wie es ist?...

Das ist die Frage Korczaks an uns. Vielleicht wissen wir gar nicht, daß es so ist, wie es ist, weil wir nicht wissen, daß wir so sind, wie wir sind? Und daß es nur anders werden kann, wenn wir wissentlich anders werden?

Was werden die anderen tun, unsere tatsächlichen Gegner oder unsere vermeintlichen Feinde, wenn wir ihnen freundlich zulächeln? Und unseren Blumen weiterhin frisches Wasser geben?

Das ist die Frage Korczaks an uns, seine poetische Vision, unsere Chance der Partnerschaft.

Korczak lebt, dank seiner Unschuld und Reinheit. Und der Sitz seiner Visionäre ist hier, in Gießen, und dort drüben, in Łódź, wo man darum bemüht ist, das Hüben und Drüben nicht so weit voneinander entfernt sein zu lassen.

Meine Korrespondenzen und Gespräche mit Freunden, die aus Łódź stammen und über die ganze Welt verstreut sind, ganz gleich, ob sie Polen, Deutsche oder Juden sind, pflege ich oft mit einer Paraphrase einzuleiten, die da scherzhaft lautet: „Lodzer aller Länder, vereinigt euch!“

Diese skurrile Lösung, scheinbar infantil, und eigentlich utopisch poetisch, bekommt heute und hier einen ernsten, realen Sinn:

Kultivieren wir nicht unsere provinzielle Beschränktheit, den lokalpatriotisch aufgeputzten, feierlich gestimmten, sentimental oder pathetisch verfälschten, engstirnigen Kleinmut, der immer in geistige Sackgassen führt – wenn's gut geht. Wenn's schlecht geht: in eine nicht wiedergutzumachende Selbstzerstörung.

Kultivieren wir unsere Universitas, wie die beiden zur Partnerschaft hier versam-

melten Partner es tun, und zwar nicht nur die universitas personarum, die universitas magistrorum et scholarium, sondern die universitas humanorum schlechthin – denn der Geist flat – sowieso – ubi vult.

Es gibt keine zwei anderen historischen und geistigen Landschaften in Europa, die durch ihre Nähe und ihre Unterschiede so sehr aufeinander angewiesen wären, so sehr der gegenseitigen Wahrnehmung bedürftigen, wie die polnische und die deutsche.

Łódź heute und Łódź gestern als Gemeinwesen und als Prisma könnte dafür ein Modell sein. Ich sehe mich unter meinen Schulfreunden um, dem Abiturientenjahrgang 1939 in Łódź, und habe eine ganze Welt vor meinen Augen. Nur wenige sind in Łódź geblieben: der eine, der als Jurist und Kommunalbeamter vor kurzem pensioniert wurde, lebt fest in seinem katholischen Glauben verankert. Der andere, der in der Schule weniger brillierte, dafür als Organisator bei den Pfadfindern und als Sportler viel von sich reden machte, schloß sich der Partei an und machte Karriere als Verwaltungsdirektor eines großen Opernhauses im Norden des Landes. Einem dritten, der in der Schule als Nationaldemokrat hervortrat und der 1939, nach Hitlers Vorbild, unbedingt in der Tschechoslowakei und in Litauen einmarschieren wollte, um die ehemals polnischen Gebiete zurückzuerobern (– ich sehe ihn noch heute auf der Schulbank stehen und fortissimo skandieren: Na Kłaj-pe-de! Na Kłaj-pe-de! Na Za-ol-zie! Na Za-ol-zie! –) geht es am besten: Er ließ sich im freien Felde außerhalb von Łódź nieder, betreibt als Privatunternehmer eine große Gärtnerei und lebt als Zloty-Millionär im Wohlstand. Unser Primus war nach Danzig gegangen und leitete dort als angesehener, erfolgreicher Arzt ein Krankenzentrum. Aber er zerbrach unter den weltanschaulichen Konflikten. Vor sechs

Jahren ließ er Praxis und Familie Hals über Kopf im Stich und lebt nun – eher seelisch gebrochen als äußerlich zufrieden – vereinsamt in einem Vorort von Hamburg. Das wären einige von den Dutzend Polen.

Die jüdischen Klassenkameraden traf ich in Łódź bei unserem Klassentreffen nicht. Ich schämte mich, danach zu fragen und ich stand mit dieser Scham nicht allein da. Ich erfuhr nicht, was mit ihnen geschehen war, ob sie noch lebten, wo sie zu finden wären.

Und die Deutschen der Klasse? Einer war der Klassen-Zweitbeste, vor allem in Geschichte beschlagen, Sohn eines evangelischen Pastors. Er saß rechts von mir in der Nebenbank. Wir hielten ihn für einen Büffler, weil wir von seinem Privatleben kaum etwas wußten und weil er sich an unseren außerschulischen Eskapaden kaum beteiligte. Nun traf ich ihn in den sechziger Jahren zufällig in Bonn und in Frankfurt wieder – bei internationalen Osteuropa-Kongressen und Symposien. Er war nach dem Kriege Professor geworden und machte in den USA jungen Amerikanern politikwissenschaftlich Osteuropa klar. Am meisten überraschte es mich, als ich erfuhr, daß er, der Deutsche von uns allen Deutschen in der Klasse, am Warschauer Aufstand als polnischer Offizier auf polnischer Seite gekämpft hat. Er war halt gut in Geschichte.

Ein anderer Deutscher, der spielend leicht Sprachen lernte – er saß eine Bank vor mir, und ich durfte bei Klassenarbeiten in Notfällen bei ihm abschreiben –, landete im Auswärtigen Dienst – Frankreich, Afrika, auch die Deutsche Botschaft in Warschau waren seine Stationen. Ein dritter hatte das Pech, zu nordisch auszusehen. Er wurde gleich 1939 als 18jähriger zur Waffen-SS gemustert und verscholl bald spurlos an der Front irgendwo in Rußland. Ich hatte Glück, ich sah nicht

„nordisch“ aus, ich wurde zum gewöhnlichen Arbeitsdienst, danach zur Wehrmacht in Frankfurt an der Oder einberufen. Mir blieb der Anblick meiner Heimatstadt in ihrem Jammer der Jahre 1940–1945 erspart.

Die Söhne und Töchter der großen Lodzter Fabrikanten hatte es inzwischen ebenfalls in alle Winde verstreut. Scheiblers Tochter und Sohn, mit denen ich zur Schule ging und konfirmiert wurde, sollen irgendwo in Südamerika als Unternehmer leben. Eine von Geiers Töchtern blieb in Warschau, als Frau eines polnischen Professors, eine andere lebt in Wien, verheiratet mit einem Österreicher. Reste der deutschen Industriepioniere von Łódź.

Was für Biographien! Welch ein Universum in dieser Handvoll Lodzter Schicksale und Lebensläufe. Wie sollte man da nicht auf den scheinbar befremdenden Slogan kommen: Lodzter aller Länder, vereinigt euch? Nicht in Schützengräben oder Massengräbern, versteht sich, sondern bei Klassentreffen und bei Partnerschaftsprojekten.

Aber lassen wir diese Prosa und kehren wir zur Poesie zurück, die uns weiterhilft. Als ich vor diesem Abend das Verzeichnis der Autoren überflog, die ich in den letzten 30 Jahren übersetzt habe, war ich überrascht, wie viele Lodzter es darunter gab, was mir beim Übersetzen gar nicht bewußt gewesen war.

Unter den ersten acht Lyrikern, deren Gedichte ich im Sommer 1959 publiziert habe, war Mieczysław Braun, der Rechtsanwalt aus Łódź, der 1942 im Warschauer Getto an Fleckfieber starb. In meiner ersten Lyrik-Anthologie, betitelt „Lektion der Stille“, erschienen bei Hanser in München 1959, erregte die meiste Aufmerksamkeit der Leser das Gedicht von Jerzy Waleńczyk, einem jungen Lyriker aus Łódź: „An einen unbekanntem Deutschen

im Westen“. Das Gedicht enthielt folgende Zeilen:

Glaub ihnen nicht, wenn sie dir von mir sagen:
Er ist dein Feind, in den Boden mit ihm,
Damit das neue Europa keime.

Glaub ihnen nicht, wenn sie dir sagen:
Zünde sein Haus an, glätte die Asche darüber,
Denn Feuer und Blut erfüllen die Zukunft.

Halte mich nicht für einen,
der dich überfallen
möchte,
[...]

Der du mein ferner Bruder bist, Freund
mit fremdem Namen, unbekanntem Zügen,
es ist die Stunde der Reue für die Jugend
in Uniform.
[...]

Wolltest du wirklich die Räume verfeinden?
Würde das wirklich deine Mutter freuen?
Würde das wirklich die Liebe deiner Frauen wecken?

Ich und du bedeuten nicht mehr als sechzig Jahre,
Wir werden geboren, wir zeugen, wir sterben,
Weinend, lachend, betend.
[...]

Es gibt nur eine Erde,
den alten irrenden Nachtschwärmer,
Sichtbar im schwarzen Spiegel enthüllter Welten.
Möge das Leben der Weisen in Frieden ranken.

Der 30jährige Poet, Polonist und Redakteur aus Łódź, bekam Antwort von seinen deutschen Altersgenossen-Poeten aus der Bundesrepublik und sogar von einem deutschen Exil-Poeten aus London. Eine Welle der Sympathie und Solidarität ging von diesen Gedichten aus.

Anna Pogonowska, Henryk Hartenberg, Kazimierz Brandys, Bronisław Maj, alle aus Łódź, waren die nächsten, deren lyrische Gedichte und Prosatexte ich übersetzt habe, auf ihre Aussage und Qualität achtend, nicht aber auf den weltanschaulichen oder sonstigen von mir nicht zu beurteilenden aktuellen Stellenwert ihrer Vita. Auch Satiriker und Aphoristiker aus Łódź, wie Stefania Grodzieńska, Ludwig Jerzy Kern, Jerzy Pomianowski, Wiesław Brudziński, enthalten meine Anthologien.

Waren die Lyriker dazu berufen, eine Brücke zwischen den Empfindungen der Polen und der Deutschen zu schlagen, erfüllten die Satiriker die andere horazische Aufgabe – *ridendo dicere verum* quis vetat: lächelnd die Wahrheit zu sagen, wie Brudziński, den ich nicht zitieren muß, weil die Sondernummer Ihrer Zeitung Leseproben seiner Aphoristik enthält.

Aber der wichtigste Dichter der Stadt Łódź war und bleibt Julian Tuwim, der vielseitigste, bekannteste und produktivste Poet der polnischen Literatur der Zwischenkriegszeit 1918–1939.

Dieser erste große Dichter des freien Polen, Sohn der jungen, zu schnell, zu hektisch ins Riesenhafte gewachsenen Großstadt, schrieb in einem sehr frühen Gedicht um 1920 „Meine Kindheit in Łódź:

... o città dolente, wie kam es, daß ich dich so sehr und so herzlich liebe?

Diesen Satz zitiere ich als Antwort auf die prosaischen und sehr flüchtigen Bonmots, vielmehr Malmots, die Łódź als der „bösen“, „häßlichen“, „schmutzigen“, „unge liebten“ u. a. m. Stadt am Zeuge flicken und deren Platitüden die späteren ebenso oberflächlichen Blitz-Touristen wiederholen. Was weiß einer von Łódź, der nur seine Schornsteine, den Ruß und den Geruch der Fabriken auf seiner Durchreise wahrgenommen hat und sonst nichts? Freilich – Gelsenkirchen und Wanne-Eickel, die auch eine Staublung haben und nach Ammoniak riechen, sind kein München und kein Baden-Baden. Aber – könnten wir in Baden-Baden baden ohne die Gelsenkirchener Energie? Wie arm dran wären die Damen und Herren von Warschau und Zakopane ohne die Tuche aus Łódź? Sie liefern schmucklos herum und würden frieren.

Und wenn der andere am Ganges, Sorrent,
An der Krim seine Freude habe,
Ich ziehe mir Łódź vor, das man verkennt,
Es ist mein Glück, meine Labe...

dichtete Tuwim 1919 in einem Jugendgedicht. Und diese Anhänglichkeit des wortgewaltigen, oft ironischen bissig-kritischen Julian Tuwim kann hier nicht als pure Sentimentalität abgetan werden – ähnlich wie die Anhänglichkeit eines anderen großen Sohnes der Stadt, Artur Rubinstejns. Tuwim erklärt seine Liebe in der nächsten Strophe genauer. Tuwims Liebe zu Łódź war die eines Sohnes zu seiner Mutter, die zwar niemals eine Schönheitskonkurrenz gewonnen, aber ihm mit ihrer trüben Muttermilch wichtige Überlebenskräfte und Erfahrungen, abgesehen von dem wuchernden, vielseitigen Talent, auf den holprigen Lebensweg mitgegeben habe. Alle Klondikes, alle Goldgräberstädte wachsen unorganisch aus Steppen, Sümpfen, Urwäldern und Baracken. Und am meisten spotten über den ewigen Eisboden, die schreckliche Mückenplage und die dürftigen Lebensbedingungen der unschönen Orte diejenigen, die von ihrem Golde – freilich woanders – leben.

Tuwim jedenfalls liebte seine Stadt, und als er 1939 sie verlassen mußte, über Rumänien, Frankreich nach Buenos Aires flüchtete, war er zwar von der Blütenpracht und vom Zauber dieser südamerikanischen Metropole hingerissen – mochte sie aber nicht gegen sein rußiges Łódź eintauschen. Er sehnte sich nach der Petrikauer Straße, nach der Magistrale der Stadt, wo in den Nachmittagsstunden Schüler und Studenten der Stadt sich ein Stelldichein gaben und im Auf- und Abgehen ihre Beredsamkeit und Geselligkeit übten – am Grand-Café vorbei, wo einige ihrer Professoren den Nachmittagskaffee zu sich zu nehmen und durch die großen Fensterscheiben ihre Schüler zu beobachten pflegten.

Tuwim dichtete eins seiner schönsten Gedichte, die „Polnischen Blumen“, in den vierziger Jahren in Buenos Aires, als Emigrant.

Oh, Silbernebel! Gräulich blaß!
Oh, fahler Dunst! Oh, endlos Nebel!
Als sah' ich mich durch trübes Glas
Von Sonnenfinsternis umgeben:

Als man beschwingt flanieren ging –
Wie dicht wird jetzt der Nebelring!
Das Mittelstück der Magistrale
Stets auf und ab, wohl hundert Male.

Durch Tränenschleier, Reif des Taus,
Durch die fast blinden Nebelschwaden
Sehe ich wieder jedes Haus
Und jedes Fenster, jeden Laden.

Durch Tränenschleier, Reif des Taus
Kommt man am schnellsten heim, nach Haus,
Wenn's draußen neblig ist, fällt innen
Das Heimweh leichter, das Erinnern.

In Rio nieselt's, wie in Polen.
Heut legte Łódź in Rio an,
Durch polnisches Gewölk, verstoßen,
Als Schatten, als Gespensterkahn.

Der Regen zieht mich immer wieder
Hinaus ... Doch nicht zur Avenida.
Zu meiner Łódzer Magistrale,
Stets auf und ab, wohl hundert Male.

Du mein Gedicht, mein Traumgeschehen ...
Bedenke: Rio de Janeiro
Ein wahres Blumentrocadero,
Und dort (= weißt du noch: Orchideen,
Flor de Ipe', Jasmin de Cabo,
Maracuja und Flamboyanten,
Die Sechsetagen-Baumgiganten,
In roter Blütenpracht begraben),

Und dort, ich sag dir, braucht's wenig,
Um sich zu fühlen wie ein König.
Als würde alles, was wir hoffen,
Auch kühnste Träume, übertroffen.

Was diesem Land der Himmel spendet,
Ist wahrer Segen ohne Ende.
Doch plötzlich – duftet es von Wiesen,
Als würde dort der Honig sprießen –

Copacabana, Ipanema,
Tijuca, Batafogo, Leme –
Als gält's die Ernte heimzuholen:
Ein Wörterblumenstrauß aus Polen.

Die Poesie löst fremdes Dasein im eigenen auf, meinte Novalis. Manchmal löst fremdes Dasein das eigene in visionäre Poesie auf.

Die von der Justus-Liebig-Universität aus heutigem Anlaß herausgegebene Sonder-

nummer des „Uni-Forums“ beginnt mit dem Beitrag „Zur Genesis einer Partnerschaft“. Lassen Sie mich meinen Beitrag mit einem Gedicht von Mieczysław Jastrun enden, das ebenfalls die Überschrift „Genesis“ trägt.

Mieczysław Jastrun (1903–1983), einer der wichtigsten Dichter Polens unserer Zeit, war Polonist und Germanist in Polen, stand also im Dienste der Partnerschaft unserer Sprachen und Literaturen. Nach 1945 leitete Jastrun in Łódź den Literaturteil der ersten Kulturzeitschrift im befreiten Polen („Kuznica“), und 1946 war er der erste Literaturpreisträger der Stadt Łódź. 1969 wurde Jastrun mit dem angesehenen Übersetzerpreis des Polnischen PEN-Clubs in Warschau für seine Übertragungen aus dem Deutschen ausgezeichnet. Ich hatte das Glück und die Ehre, 1965 für meine Übertragungen polnischer Poesie den gleichen Preis zu empfangen. Das machte uns, Jastrun und mich, zu Partnern eines poetisch/bilateralen Bundes.

Jastrun und sein Gedicht „Genesis“ erregten meine Nachdenklichkeit. Bei meiner ersten Polenreise nach dem Kriege, im Spätherbst 1959, anlässlich eines Slowacki-Symposiums des Instituts für Literaturforschung, an dem ich auf Einladung der Polnischen Akademie der Wissenschaften teilnahm, besuchte ich den Dichter in seiner Wohnung in der Iwicka-Straße und suchte seine Bekanntschaft. Es interessierte mich, warum Jastrun, der jüdischer Herkunft war, der den Krieg, das Getto, den Warschauer Aufstand überlebt hatte, in jener schlimmen Zeit – statt wie andere, Haßgesänge zu produzieren – deutsche Gedichte von Walther von der Vogelwei-

de, von Hölderlin und von Rilke übersetzte. Seine Antwort war schlicht: Er habe die Vision eines anderen Deutschland im Sinn gehabt. Er kannte Heidelberg, hatte deutsche Literatur und Kultur studiert, habe eine nahe Beziehung zur Sprache und zu den Dichtern, die er verehere – das war für ihn eine Vision, die haltbarer war als die augenblickliche Realität.

Ich las also immer wieder das Gedicht „Genesis“, und es wurde für mich zur lyrischen Formel für den notwendigen Neubeginn, für den unumgänglichen ersten Schritt zum Gemeinsinn, zur Gemeinschaft, zur Unität, Universität, Universalität.

Setze den ersten Schritt in die Wüste.
Such nach dem Körnchen Feuer im Stein.
Locke aus der erkalteten Materie
Den Lebenssaft des Rebstocks.

Den Fischen, Monden der Tiefe,
Befiehl, auf die Sonne zu schwimmen.
Wecke die schlafenden Vögel und Tiere
Aus ihrer Wiege im Felsberg.

Erleuchte den Tisch in der Finsternis, darauf
Die Früchte,
Den Krug reinen Wassers.

Dasselbe auf Polnisch, in der Originalfassung.

Uczyń pierwszy krok w pustyni.
Poszukaj ziarenek ognia w kamieniu.
Wyprowadź z materii ostyglej
Żywy sok winorośli.

Rybom, księżycom otchłani,
Każ wypłynąć na słońce.
Obudź ptaki i zwierzęta śpiące
W kolebkach gór skalistych.

Oświeć stół w mroku, na nim
Owoce,
Dzban wody czystej.

Dziękuję za uwagę. Ich danke für die Aufmerksamkeit.

Walter Hinck

Theater der Hoffnung*

Exemplarische Dramen von Lessing bis Brecht

Gegen die Affekte „Furcht und Mitleid“ der aristotelischen Tragödienlehre haben Ernst Bloch und Bertolt Brecht die Begriffe „Trotz und Hoffnung“ beziehungsweise „Wißbegierde und Hilfsbereitschaft“ gestellt. In freier Anlehnung an diese Alternativen verstehe ich hier unter „Theater der Hoffnung“ jene Dramaturgie, in der die Aufhebung der (tragischen) Determination von Abläufen, also die Vermeidung der Tragödie gelingt, wobei Hoffnung freigesetzt wird und mit ihr ein „wirkender Anteil Zukunft“ (Bloch), der meistens zugleich ein tätiger Anteil Aufklärung ist. Die bedeutendsten Texte dieses Theaters der Hoffnung sind vor allem Lessings „Nathan“, Goethes „Iphigenie“ und „Faust II“, Kleists „Prinz Friedrich von Homburg“, Grillparzers „Libussa“, Brechts „Guter Mensch von Sezuan“ und „Kaukasischer Kreidekreis“.

Exemplarisch für das Theater der Hoffnung sind auch die großen Komödien, doch stelle ich sie als verhältnismäßig unproblematische Beispielfälle hinter jene Dramen zurück, in denen die Hoffnung erst noch der Ausweglosigkeit von Konflikten und Widersprüchen abgerungen werden muß.

Erst um 1750, mit Lessings Kritik am Märtyrerdrama, löst sich das Theater der Hoffnung entschieden vom christlich-

heilsgeschichtlichen Horizont, erst jetzt ist die Hoffnung nicht mehr durch den Glauben garantiert, erst jetzt richtet sie sich auf Zukunftsmöglichkeiten des sozialen Lebens. Hier besteht ein Zusammenhang mit dem historischen und geschichtstheoretischen Wandel, wie ihn Reinhart Koselleck beschrieben hat. Erst im 18. Jahrhundert setzen sich, mit der „Dynamisierung und Verzeitlichung der Erfahrungswelt“, Begriffe wie Entwicklung und Fortschritt als universalhistorische Begriffe durch, Begriffe, die „zugleich Vorgriffe in eine veränderbare Zukunft“ enthalten – in eine „offene Zukunft, die planend anzugehen unsere Aufgabe bleibt“. Das Theater der Hoffnung, wie es hier verstanden wird, setzt diese Offenheit der Geschichte voraus.

Auch die christliche Märtyrertragödie also ist Drama der Hoffnung. Wer als Zeuge des Glaubens in die Nachfolge Christi tritt, den stärkt im Martyrium die Verheißung seines Erlösers. Als die Königin in Andreas Gryphius' Trauerspiel „Catharina von Georgien“ (1657/1663) als Gefangene des persischen Schahs der Folter und dem Tod auf dem Scheiterhaufen entgegengeht, bedarf sie nicht des Trostes ihrer Vertrauten, sondern richtet ihrerseits die Betrübte auf: der Tod wird zum Triumph über Sündenwelt und Jammertal, er ist der Märtyrerin Schwelle zur ewigen Freiheit.

Wir/Salome/sind frey! der Höchste reist die Bande
Des langen Kerckers auff! und führt uns aus dem
Lande Da Tod und Marter herscht/in das ge-
wünschte Reich Der ewig-steten Lust.

Unerschütterbarkeit des Glaubens läßt
hier Hoffnung zur Gewißheit gerinnen.

* Festvortrag anlässlich des 75. Geburtstages von Prof. Dr. Clemens Heselhaus, gehalten am 11.11.1987 in Gießen. Dem Vortrag liegt das wesentlich ausführlichere Buch von Walter Hinck, „Theater der Hoffnung. Von der Aufklärung bis zur Gegenwart.“ st 1495, Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1988, zugrunde. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Suhrkamp Verlags.

Angesichts von Figuren wie dieser Catharina werden kritische Anmerkungen Lessings zum Märtyrerdrama verständlich. Gleich im ersten Stück der „Hamburgischen Dramaturgie“ heißt es zur Aufführung eines Trauerspiels von Cronegk: „Was in ‚Olint und Sophronia‘ Christ ist, das alles hält gemartert werden und sterben für ein Glas Wasser trinken.“

Formuliert wird die Forderung, vor der sich seit Lessing auch das christliche Drama zu rechtfertigen hat. Man lebe, sagt Lessing,

zu einer Zeit, in welcher die Stimme der gesunden Vernunft zu laut erschallet, als daß jeder Rasender, der sich mutwillig, ohne alle Not, mit Verachtung aller seiner bürgerlichen Obliegenheiten in den Tod stürzt, den Titel eines Märtyrers sich anmaßen dürfte.

Die Polemik darf zu keinen falschen Schlüssen verleiten – Lessing tastet die christliche Offenbarungslehre nicht an. Aber er sieht den göttlichen Erziehungs- und Offenbarungsprozeß in Wechselbeziehung mit der Entwicklung der Vernunft. Das hat für den Wandel in der Dramaturgie der Hoffnung eine entscheidende Konsequenz: keine aus dem Glauben erwachsende Hoffnung kann im Drama noch anerkannt werden, die sich nicht gegen Widerstand und Zweifel hat behaupten und zugleich vor der Vernunft hat verantworten müssen.

Daß aber die Vernunft ihrerseits sich nicht die Rolle eines Vormunds der Religion oder gar eines Inquisitors anmaßen dürfe, ist Überzeugung Lessings. Über den Wahrheitswert der Religion überhaupt kann die Vernunft nicht auf theoretischem Weg befinden. Aber die Vernunft hat die Möglichkeit, sich an die *gelebte* Religion zu halten.

Ebendies geschieht in Lessings „Nathan“. Aber nicht daß hier zum Prüfstein eine Ethik des guten Handelns wird, die den

drei monotheistischen Religionen gemeinsam ist, macht dieses „dramatische Gedicht“ zum Wendepunkt in einer Geschichte des Theaters der Hoffnung. Entscheidend ist die neue Bestimmung der Hoffnung selbst. Brüderlichkeit, Liebe, Toleranz und Schlichtung des religionsgeschichtlichen Konflikts: alle diese Verhaltensmodelle sind aus der Glaubens- in die Lebenspraxis überführte, auf zwischenmenschliche Verhältnisse bezogene Handlungsweisen, hingeordnet auf die Verbesserung menschlichen Zusammenlebens. Der „Rundhorizont Morgen“ (Ernst Bloch) ist in der menschlichen Gesellschaft verankert.

Aber ein Vorausblick auf Brechts „Guten Menschen von Sezuan“ läßt schon erkennen, wie weit sich das Theaterstück des 20. Jahrhunderts von der Konfliktdarstellung und der Hoffnungsbotschaft des Dramas der Aufklärung entfernen wird. Der „gute Mensch“, der den göttlichen Geboten handelnd nachzukommen versucht, scheitert an dem Reiß, der durch die Gesellschaft geht, am Gegensatz der Klassen, an der Trennung zwischen Arm und Reich. Brüderliche Liebe und Hilfe für den Nächsten müssen mit einem Darlehen bestritten werden, das nur bei ausbeuterischer Härte zu haben ist. Mit dem Davonschweben der Götter, die keinen Rat für den Menschen der guten Tat wissen, zerplatzt am Ende des Stücks auch etwas von jener Hoffnungsvision, die in Lessings „Nathan“ noch möglich erscheint. Die Hoffnung des Epilogsprechers in Brechts Parabelstück richtet sich auf eine Lösung, die eben mit der Befolgung religiöser und ethischer Gebote allein nicht mehr zu erreichen ist. Aufklärerische Absicht verabschiedet einen Menschheitstraum der Aufklärung, ohne ihn durch einen neuen zu ersetzen. Mag Brecht auch eine marxistische Lösung anvisiert haben, das Stück und selbst der Epilog sparen sie aus.

Aber ich bin der Entwicklung schon vorausgeeilt.

Für die Verwandlung einer griechischen Vorlage, eines antiken Stoffes auf dem Theater der Hoffnung steht exemplarisch Goethes „Iphigenie auf Tauris“.

Stichworte für alle künftigen Interpretationen hat Schillers Rezension der Goetheschen „Iphigenie“ aus dem Jahr 1788 geliefert. Zur Szene des III. Akts, in der die Furien von Orest „Abschied nehmen“, schreibt er: Goethe benutze den Wahnsinn Orests.

um die schönere Humanität unsrer neueren Sitten in eine griechische Welt einzuschieben und so das Maximum der Kunst zu erreichen, ohne seinem Gegenstand die geringste Gewalt anzutun!

Schiller hält, als er im Jahre 1802 auf Wunsch Goethes die „Iphigenie“ für eine Aufführung bearbeiten soll, an so überschwinglicher Zustimmung nicht fest. Aber nicht widerrufen wird die Überzeugung vom Fortschritt der Kultur, der Zivilisation in der Geschichte, nicht die Erkenntnis, daß sich in „Iphigenie“ dessen künstlerische Signatur abdrücke.

Umgekehrt hat sich an Goethes eigenes Wort vom „ganz verteufelt humanen“ und „gräzisierungenden Schauspiel“ (Brief an Schiller, 18. Januar 1802) eine Kritik angehängt, die bei der „Frage nach der vermiedenen Iphigenie-Tragödie“ (Arthur Henkel) ansetzt. Diese Frage berührt zugleich den „neuralgischen Punkt“ des Theaters der Hoffnung. Denn hier darf die Vermeidung der Tragödie nicht durch Beschwichtigung erreicht, dürfen die Konflikte nicht vertagt, verdrängt oder gar relativiert, darf also die Hoffnung nicht erschlichen werden.

Als die erste umfassende Epiphanie des Hoffnungsmoments haben jene Szenen des III. Akts zu gelten, die schon Schiller als Kristallisationspunkt „schönerer Humanität“ begriff: Orests Erwachen „aus seiner Betäubung“, seine Befreiung aus

dem Bann der Furien, der Rachegeister. Dabei steht die Entsühnung Orests in einem vielschichtigen Wirkungszusammenhang, in dem das Wiedertzusammentreffen mit der priesterlichen Schwester, ihr Gebet und die Kraft ihrer Menschlichkeit, die wohlthätige Wirkung des Vergessens der Tat und die visionäre Zusammenführung mit den Ahnen zusammen die Erlösung herbeiführen – in einem Wirkungszusammenhang, der, so gnadenhaft er erscheinen mag, doch auch die psychoanalytische Deutung nicht ausschließt.

Orests innere Errettung bedeutet noch keineswegs Rettung vor der äußeren Gefahr, und jetzt erst kommt Iphigenies Konfliktsituation voll ins Licht: das Zerrissensein zwischen dem Gebot der Rettung des Bruders und seines Freundes und der Pflicht gegenüber Thoas, dem väterlichen König, an den sie Dankbarkeit bindet und der das Gesetz erfüllt sehen will. Es ist der Widerstreit, der dem tragischen Konflikt der Antigone ähnelt. Zur Entscheidung steht freilich mehr als der innere Konflikt Iphigenies, der Schwester und Priesterin, in ihrem Handeln gegen den Willen des Herrschers. Zur Entscheidung stehen die Ansprüche zweier Kulturstufen. Dem von der Priesterin ausgesetzten Brauch, Fremde der Göttin zu opfern, soll wieder Genüge getan werden. Eine Rebarbarisierung und dagegen eine dem Menschenopfer entsagende Ordnung stehen zur Wahl.

Was an dem Schluß des Stückes wirklich ungrüchisch ist, erklärt sich von Iphigenies beschwörendem Wort an Thoas her: „Verdirb uns – wenn du darfst“ (V, 3). Ein Vertrauen in die menschliche Vernunft, die sich dem Anruf des Humanen nicht verschließt, schwingt hier mit, das erst dem Denkhorizont des 18. Jahrhunderts und, in Goethes Entwicklung, der klassischen Humanitätsidee zugehört. Dazu Arthur Henkel:

Dieser Appell (...) erinnert den Menschen an seine Mitmenschlichkeit. Er beruht auf dem Glauben, daß der Mensch nicht schlechthin determiniert ist. Nur darum ist die Tragödie nicht unvermeidlich.

Genau bezeichnet wird hier der Punkt, wo Goethes Drama aus dem unentrinnbaren Schicksalszusammenhang, in den die antike Tragödie ihre Helden stellt, ausbricht. Um keine „erpreßte Versöhnung“ handelt es sich. Doppelt ins Gewicht fällt hier das Urteil Theodor W. Adornos, von dessen Kritischer Theorie und Ästhetik Widerspruch am ehesten zu erwarten gewesen wäre. Doch tritt Adorno gerade jener Kritik entgegen, die zu Unrecht den Anschein erweckt, Goethe habe Harmonie fingiert. „Indem Kunst den Mythos seiner Buchstäblichkeit entäußert, in ihre Bilderwelt transponiert, ist sie in Aufklärung verflochten...“. Aber „Versöhnung“ ist hier „nicht die blanke Antithese zum Mythos“, sondern umfaßt „die Gerechtigkeit gegen diesen“.

Und nirgendwo habe ich mich in der Zuordnung der „Iphigenie“ zum „Theater der Hoffnung“ nachdrücklicher ermutigt gefunden als in diesen – ungewöhnlich emphatischen – Sätzen Adornos:

Hoffnung ist das Entronnensein des Humanen aus dem Bann, die Sänftigung der Natur, nicht deren sture Beherrschung, die Schicksal perpetuiert. In der Iphigenie erscheint die Hoffnung, wie an entscheidender Stelle der Wahlverwandtschaften, nicht als menschliches Gefühl sondern als Gestirn, das der Menschheit aufgeht: „Nur stille, liebes Herz,/Und laß dem Stern der Hoffnung, der uns blinkt,/Mit frohem Mut uns klug entgegensteuern.“ (923–925). Hoffnung gebietet dem Machen, Herstellen Einhalt, ohne das sie doch nicht ist.

Mit der sachlichen Schlußnotiz stellt Adorno die Hoffnung wieder auf die Erde und in die menschliche Gesellschaft, in der sie sich auszuweisen hat. Goethe selbst scheint da bei der ersten Niederschrift des Stückes einige Schwierigkeiten gehabt zu haben, wie sein berühmter und fast schon zum Überdruß zitierter Brief an Charlotte von Stein vom 6. März 1779 zeigt. In Re-

gierungsgeschäften unterwegs, von Amtspflichten eingenommen, die kein Ausweichen vor der Wirklichkeit zulassen, schreibt er aus Apolda: „Hier will das Drama gar nicht fort, es ist verflucht, der König von Tauris soll reden als wenn kein Strumpfwürcker in Apolda hungerte.“ Goethe hat also die starke Spannung zwischen sozialer Wirklichkeit und humanitärer Idee empfunden, ist sich der Kluft bewußt gewesen, die der Appell des Iphigenie-Schauspiels überbrücken mußte. Dieses Drama ist wahrlich nicht im Wolkenkuckucksheim geschrieben worden. Und weil es schon zur Zeit der Entstehung, selbst für den Autor, so viel Reibungsfläche aufwies, weil es der Erfahrungswirklichkeit abgetrotzt wurde, teilt es seine Kraft des „Dennoch!“ auch heute noch mit, wo uns Schillers Wort von der „schöneren Humanität unsrer neueren Sitten“ fast wie Hohn erscheint. Die unerhörten Rebarbarisierungserscheinungen in den Vernichtungslagern unseres Jahrhunderts, zumal die organisierten Massenmorde (Menschenopfer, die keinem Gott mehr dargebracht werden) machen ja nicht das Hoffnungs-element der Goetheschen „Iphigenie“ unglaubwürdig; vielmehr wird heute an ihm das ganze Ausmaß vertaner Möglichkeiten deutlich. Es hat sich also seit damals die Perspektive geändert: der Blick auf das Wünschbare, Erreichbare ist verhangen, getrübt durch das Wissen, wie sehr es verfehlt werden kann. So ist der Hoffnung, die der humanitäre Appell des Dramas vermittelt, nun immer auch Trauer beigemischt.

Die Dramaturgie der Hoffnung in „Iphigenie“ hat die inneren Voraussetzungen kontinuierlich geschaffen und den guten Ausgang so planvoll vorbereitet, daß er auch das Motiv des schmerzlichen Abschieds (vom väterlichen Freund) aushält. Auf so natürliche Weise war das große Weltspiel „Faust II“ nicht zu beenden; die

Gretchen-Tragödie des „Faust I“ ließ sich durch bloße Entsühnung des schuldig gewordenen und mit seiner Seele verpfändeten Faust nicht überholen.

An den Kern des Problems führt das Gespräch Goethes mit Eckermann am 6. Juni 1831, aus dem ein Teil zitiert sei:

Wir sprachen sodann über den Schluß, und Goethe machte mich auf eine Stelle aufmerksam, wo es heißt:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen,
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die selige Schar
Mit herzlichem Willkommen.

„In diesen Versen“, sagte er, „ist der Schlüssel zu Fausts Rettung enthalten. In Faust selber eine immer höhere und reinere Tätigkeit bis ans Ende, und von oben die ihm zu Hülfe kommende ewige Liebe.“

Wenn Goethe die Aktivität Fausts als „eine immer höhere und reinere Tätigkeit bis ans Ende“ bezeichnet, so widerspricht ihm ganz offensichtlich der erste Teil des V. Akts, wo Faust noch einmal schwere Schuld auf sich lädt. Der Plan des Dammbaus und der Landgewinnung wird fragwürdig durch die Rigorosität der Mittel zu seiner Verwirklichung. Der Moloch des Fortschritts fordert seine Opfer; Philemon und Baucis' Ermordung und die Zerstörung ihrer Hütten stehen nur stellvertretend für das Verbrechen, mit dem sich die Idee der Menschenbeglückung belädt. Zumindest mittelbare Schuld trifft Faust, und er erkennt sie („Geboten schnell, zu schnell getan!“, Vers 11382). Die tragische Schuld liegt in der Übereilung.

So ist die große Vision vom „paradiesischen Land“ für Millionen, vom Glück, „auf freiem Grund mit freiem Volke“ zu stehen (Verse 11569 und 11580), eine befleckte Utopie. Und es hat keine nur beiläufige Bedeutung, daß sie die Schau eines bereits Erblindeten ist. Alle politischen Ideologien, die diese Vision wie ein poeti-

sches Manifest für den eigenen Gebrauch in Anspruch nehmen, machen die Rechnung ohne die Schuldhypothek. Die Dramaturgie der Hoffnung im ersten Teil des V. Aktes von „Faust II“ ist eine Dramaturgie der sich selbst relativierenden Hoffnung, einer sich entziehenden, nicht in Münzwert umzusetzenden Hoffnung.

Szenen wie diese leisten zugleich Aufklärung der Aufklärung über sich selbst. Das technisch-rationale Handeln präsentiert den hohen Preis für einen Fortschritt, der schon bei der Herstellung seiner Voraussetzungen (durch Mephistos Mithelferkreaturen) außer Kontrolle gerät. So offenbaren diese Szenen auch Ehrlichkeit der Aufklärung gegen sich selbst, deuten an, wie sich Aufklärung ihre Rechtmäßigkeit geschichtlich bewahren kann: im fortwährenden Prozeß selbstkritischer Reflexion.

In anderer Weise als im ersten Teil des letzten Akts von „Faust II“ weigert sich im Schlußteil die Hoffnung, Wechselmünzen für praktische Belohnung herzugeben. Daß Goethe den Akt der Begnadigung Fausts, der Seelenrettung mit Hilfe der „ewigen Liebe“, zu den „kaum zu ahnenden Dingen“ zählt, ist auch vom Interpreten hinzunehmen. Den Bereich des Übersinnlichen in diesem Begnadigungs- und Begnadigungsakt unter den Begriffen einer „Theologie der Liebe“ (Arthur Henkel) zu stellen, scheint nicht unangemessen. Die Rettung Fausts und das „Oben“ im christlichen Sinne zu deuten, wäre ebenso verfehlt, wie den Anteil christlicher Vorstellungen zu leugnen. Aber Ablaßbriefe sind bei solcher „Botschaft“ nicht zu erwerben. Die Hoffnung muß sich damit begnügen, daß der in „seinem dunklen Drange“ nach Klarheit ringende Mensch, auch der irrende und schuldig gewordene, mit Hilfe der Liebe zur Teilhabe an Unsterblichkeit gelangen kann, daß seine Entelechie in steigender Bewegung weiterwirkt.

Goethe nimmt, sieht man von einigen mythologischen Zutaten ab, Zuflucht zu einer wahrhaft kaleidoskopischen Folge von Bildern und Figuren christlich-mittelalterlicher Herkunft. Obwohl Begnadigung und Erhöhung auch für Heinrich von Kleists „Prinz Friedrich von Homburg“ wichtige Stichworte sind, werden hier keine Attribute christlicher Glaubenssymbolik benötigt, und doch bedürfen auch hier die Hoffnungszeichen der einkleidenden Form.

Die Vermeidung der Tragödie und das – mit Bloch zu sprechen – „heiter-antizipierende“ Konzept sind aufs engste mit zwei Szenen des Stücks verbunden, mit der ersten und der letzten; und beide zeigen den Prinzen in einem traumhaften Zustand. Seine Verfassung in der ersten Szene läßt sich medizinisch als Somnambulismus erklären, aber auch hier werden, wie am Schluß, Züge des Wach- und Tagtraums (im Sinne von Sigmund Freud und Ernst Bloch) erkennbar. Nicht also vom Traum, der im Schlaf kommt und dessen Welt beim Erwachen zerfällt, ist die Rede. Von ihm hat Freud den Tag- oder Wachtraum unterschieden, in dem sich die seelische Arbeit, einen wunscherweckenden Anlaß mit einer frühen Wunscherfüllung verknüpfend, in der Phantasie die Situation einer künftigen Wunscherfüllung schafft. Für Bloch ist der Tagtraum nicht nur Vorstufe des Nachtraums, nicht nur ein Weg zu Verdrängtem und vor allem nicht nur Rohmaterial der poetischen Produktion, sondern schon eine „Vorstufe der Kunst“, als „exaktes Phantasieexperiment der Vollkommenheit“. Der Tag- oder Wachtraum hat mit „Selbst- und Welterweiterung“ zu tun, die er antizipiert, und enthält „einen unermüdenden Antrieb, damit das Vorgemalte auch erreicht werde.“

Blochs Begriff des Tagtraums ist deshalb besonders willkommen, weil durch ihn ein Handlungsmotiv in Kleists „Prinz von

Homburg“ unmittelbar zu einem Formelement der Dramaturgie der Hoffnung qualifiziert wird. Zwar ist es in beiden Szenen Nacht, und der Prinz begegnet uns am Anfang „halb wachend, halb schlafend“, am Ende mit verbundenen Augen beziehungsweise im Zustand des Erwachens aus einer Ohnmacht, aber beidemal stellt sich ihm in der traumhaften Zwischensphäre ein Wunschbild dar, das Wirklichkeit antizipiert.

Und beidemal sind es dieselben Zeichen oder Erscheinungen, an die sich sein Wünschen und Hoffen heften: der Lorbeerkrantz (mit der Kette des Kurfürsten) und die Prinzessin Natalie – die Wunschziele des Siegeswillens und der Liebe. So setzt Kleist das Drama des Prinzen von Homburg in den Rahmen zweier Szenen, die nicht nur durch denselben Schauplatz, den Garten vor der Schloßrampe von Fehrbellin, und die märchenhafte Sphäre der von Fackeln erleuchteten Nacht, sondern auch durch heitere Antizipation miteinander korrespondieren. Wie kein anderes Stück hängt dieses in den Angeln der Dramaturgie der Hoffnung.

Das ist von entscheidender Konsequenz für die Vermeidung der Tragödie. Das sich anbahnende und dann zuspitzende tragische Geschehen bleibt unterminiert von einer vorgespielten Wunscherfüllung, die den Prinzen auch von voller tragischer Schuld entlastet. Denn der Kurfürst selbst, vor dessen Militärgericht später der Prinz zur Verantwortung gezogen wird, reizt das Ruhmesbegehren, indem er den Lorbeerkrantz, den sich der Träumende geflochten hat, dem Prinzen aus der Hand nimmt, der Prinzessin übergibt und dadurch um so kostbarer macht, dann aber den ausgestreckten Armen des Verlockten entzieht.

Zwischen dem Traum des Anfangs und dem vermeintlichen Traum des Schlusses ereignet sich das dramatische Geschehen,

das den Prinzen an den Rand des Tragischen und – ganz buchstäblich – an den Rand des Grabes treibt. Es hat bei allem, was sonst den seelischen Zusammenbruch begründen mag, dieser Fall des Prinzen doch auch mit der tief enttäuschten Hoffnung zu tun. Denn nur so ist zu erklären, daß er, bei der Kurfürstin um Fürsprache für die Rettung seines Lebens bettelnd, allzu schnell den „Anspruch“ auf das „Glück“ eines Lebens mit Natalie aufgibt. Hier gilt der Ausdruck „aus dem Traum fallen“ in einem ganz elementaren Sinne: als ein „aus aller Hoffnung fallen“.

Der Kurfürst, überrascht von der Reaktion des Prinzen, gibt die Entscheidung über die Gültigkeit des Todesspruchs dem Verurteilten selbst anheim. Und der Prinz will, wie er dem Herzen gehorchte, nun dem Gesetz seinen Tribut entrichten. Durch den Tod will sich subjektives Handeln mit dem Geist der Ordnung versöhnen.

Aber diese Bereitschaft zum Tode hätte doch zuviel von stoischem Gleichmut, wäre sie nicht verknüpft mit einer wieder aufs Selbst bezogenen großen Hoffnung. Der Prinz spricht sie unmittelbar aus, als er beim Trommelwirbel des Totenmarsches und mit verbundenen Augen in den Garten geführt wird: „Nun, o Unsterblichkeit, bist du ganz mein!“ (V, 10). Die Unsterblichkeitserwartung übersteigt das Ruhmbegehren, bleibt aber auch hinter ihm zurück, weil sie einen kompensatorischen Zug einschließt bei dem, der sich den Lorbeer und das Liebesglück fürs Leben erhoffte.

Doch der Schluß holt den in die Unsterblichkeit Enteilenden wieder ins Leben zurück. Als ihm die Binde von den Augen genommen wird, wiederholt sich ihm der Vorgang der ersten Szene, nur daß jetzt an die Stelle der Gebärden versprochener die Gebärden gewährter Wunscherfüllung treten: die Übergabe des Lorbeerkranzes

(mit der Kette) und Natalies Heranziehen seiner Hand an ihr Herz. Dem eben noch Blinden muß diese Traumerfüllung wie eine Wundererscheinung des Märchens vorkommen. Begnadigung wird zur Überumpelung, auf die das Sensorium mit Ohnmacht antwortet. Aber auch dem Wiedererwachten bleibt nur die Frage: „Ist es ein Traum?“ Und die sibyllinische Entgegnung von Kottwitz, „Ein Traum, was sonst?“, macht ihn nicht klüger. So hält Kleist mit dem vermeintlichen Traum den Schluß zwischen Wirklichkeit und Traum in der Schwebe.

Es ist für die Dramaturgie dieses Dramas der Hoffnung von besonderem Gewicht, daß gerade dadurch der Schluß den Charakter eines Wach- oder Tagtraums bekommt. Auch die symbolische Wunscherfüllung bleibt noch ein Versprechen: der Lorbeer muß im Krieg gegen die Schweden, der nach drei Tagen fortgesetzt werden soll, neu errungen werden, die Liebeserfüllung bleibt vorerst ausgesetzt. Der Hoffnungsanspruch ist durch die Handlung keineswegs schon abgegolten.

Der „unermüdende Antrieb“, der vom Wachtraum Homburgs ausgeht, greift aber nun in jenen Antrieb über, der aus dem Ganzen des Dramas als einem „Phantasiexperiment der Vollkommenheit“ hervorgeht. Das Hoffnungspotential der vermiedenen Tragödie will eingehen in den Hoffnungsbestand dessen, der als Leser oder Zuschauer mit ihr konfrontiert wird. Der „wirkende Anteil Zukunft“ in der Bilder- und Gleichniswelt des Dramas bietet der Realität seine „hoffnungsreiche Wirkung“ an.

Im Drama der nachgoetheschen Zeit sprechen viele Anzeichen dafür, daß sich die großen Hoffnungsentwürfe erschöpft haben. Das hängt mit wachsender Skepsis gegen „idealistische“ Konzepte ebenso zusammen wie mit dem gnadenlosen Ende, das die politische Restauration den mit

den Freiheitskriegen geweckten Freiheits-träumen bereitete. An dieser Stelle muß ich mir eine Interpretation von Grillparzers „Libussa“ (genauer des Schlusses der „Libussa“) versagen.

Zwar birgt der wissenschaftliche Antriebe der naturalistischen Theorie, birgt der Erkenntnisoptimismus ein unbezweifelbares Hoffnungsmoment, aber es gehört zur Paradoxie der naturalistischen Tragödie, daß kein Widerschein von ihm am Horizont des Dramas selber aufleuchtet. Die Unerbittlichkeit, mit der Gerhart Hauptmanns Fuhrmann Henschel und Rose Bernd dem Verhängnis zugetrieben werden, hat mit der Unerbittlichkeit des Schicksals im antiken Drama mehr gemein, als auf den ersten Blick einleuchten mag. Doch hat sich das „Schicksal“ – dem Weltbild der positivistischen Geschichts- und Sozialphilosophie entsprechend – eben in den physischen und sozialen Determinanten materialisiert.

Was Kritiker wie Bertolt Brecht und Georg Lukács dem naturalistischen Drama vorgeworfen haben, ist das Zusammenfallen von Figuren- und Dramenhorizont: die Perspektive des Stückganzen weise über die der leidenden Personen nicht hinaus. Diese Kritik setzt an eben der Stelle an, wo auch die Grenzlinie zur Dramaturgie der Hoffnung verläuft.

Das Theater müsse der „Lust unseres Zeitalters“ entsprechen, „alles so zu begreifen, daß wir eingreifen können“, sagt Brecht im „Kleinen Organon für das Theater“. Und nun folgen jene Sätze, in denen Brecht die Grundgedanken seiner Dramaturgie der Hoffnung formuliert:

Da ist viel im Menschen, sagen wir, da kann viel aus ihm gemacht werden. Wie er ist, muß er nicht bleiben; nicht nur, wie er ist, darf er betrachtet werden, sondern auch, wie er sein könnte. Wir müssen nicht von ihm, sondern auf ihn ausgehen. (§ 46)

Auch das expressionistische „Verkündigungs-drama“ ist Theater der Hoffnung

und geht auf den „neuen Menschen“ aus. Die Problematik expressionistischer Entwürfe läßt sich besonders gut am Beispiel von Ludwig Rubiners sogenanntem Ideenwerk „Die Gewaltlosen“ (1917/18) ablesen. Rubiners Stück ist, wie der Titel es andeutet, ein Manifest der Gewaltlosigkeit, der pazifistischen Verbrüderungsidee – ein Wunschbild, das der Wirklichkeit des ersten Weltkriegs und der widerspruchsvollen bürgerlichen Gesellschaft entgegengehalten wird. Aber die Idee und die Utopie verlieren jegliche Berührung mit der Realität; der Traum von einer Weltgemeinschaft, in der die verbrüdete Menschheit nach dem Muster kleiner Urgemeinschaften lebt, ist so sehr rückwärts gerichtet, daß er sich aller Zukunftsmöglichkeiten begibt. In Beispielen wie den „Gewaltlosen“ wird das Theater der Hoffnung zum Theater der leerlaufenden Hoffnung. Und der Rang eines Dramatikers wie Georg Kaiser bestimmt sich auch daher, daß er in Entwürfen, in denen Idee und Utopie nicht nur dem Jetzt, sondern auch dem Morgen davonlaufen, seine ironische Distanz signalisiert, wenn er nicht gar ihr Scheitern vorführt.

In Brechts Theater bleibt der Mensch, wie er sein könnte (und sollte), immer dialektisch bezogen auf den, der er ist. Das zeigt sich vor allem bei Brechts Gestalt der „großen Helferin“, bei weiblichen Figuren, in denen sich das Motiv der „Hilfsbereitschaft“ zur Person konkretisiert: Shen Te im „Guten Mensch von Sezuan“, Grusche im „Kaukasischen Kreidekreis“, die stumme Kattrin in „Mutter Courage und ihre Kinder“. Immer wieder die Sorge Brechts, daß bei der Aufführung den Figuren (wie Grusche oder Kattrin) ihre Widersprüche genommen, die Eigeninteressen der Helferin ausgeblendet werden könnten. Hier überspringt – anders als im expressionistischen Drama – keine Idee vom neuen Menschen einfach die Real-

tät. Die Hoffnung rechtfertigt sich durch mehr als durch bloßen Wunsch, nämlich durch den Wandel, der aus den Prozessen zwischenmenschlichen Lebens hervorgeht.

Auf dem geschichtlichen Prüfstand ist Brechts Theater der Hoffnung mit dem Schauspiel „Leben des Galilei“ (1938/56) geraten. Der Galilei der ersten Fassung erscheint als – wenn auch problematischer – Repräsentant einer neuen Wissenschaft und des historischen Fortschritts. Zwar weicht er vor der Androhung der Folter zurück und widerruft, doch ist der Verrat an der Vernunft nur ein halber Verrat, weil er den Weg für die List der Vernunft offenhält. Galilei schreibt, trotz strenger Aufsicht der Kirche, sein wissenschaftliches Hauptwerk, die „Discorsi“, und schmuggelt es durch seinen Schüler Andrea über die Grenze.

Nachdem der Abwurf der Atombombe über Hiroshima und Nagasaki die unerhörte Gefahr des Mißbrauchs der Naturwissenschaften im Atomzeitalter demonstriert hatte, ließ sich für Brecht die alte Bewertung der neuzeitlichen Naturwissenschaft nicht mehr aufrechterhalten. Die Überarbeitung des Schauspiels setzt den neuen Akzent in der Selbstverurteilung Galileis. Die Frage nach dem Hoffnungsgehalt des Stücks verschiebt sich von der wissenschaftlichen zur sozialen Seite. Auf diesen sozialen Aspekt verweist Galilei in der großen Rede in der 14. Szene:

Wofür arbeitet ihr? Ich halte dafür, daß das einzige Ziel der Wissenschaft darin besteht, die Mühseligkeit der menschlichen Existenz zu erleichtern. Wenn Wissenschaftler, eingeschüchtert durch selbstsüchtige Machthaber, sich damit begnügen, Wissen um des Wissens willen anzuhäufen, kann die Wissenschaft zum Krüppel gemacht werden, und eure neuen Maschinen mögen nur neue Drangsale bedeuten. Ihr mögt mit der Zeit alles entdecken, was es zu entdecken gibt, und euer Fortschritt wird doch nur ein Fortschritt von der Menschheit weg sein. Die Kluft zwischen euch und ihr kann eines Tages so groß werden,

daß euer Jubelschrei über irgendeine neue Errungenschaft von einem universalen Entsetzensschrei beantwortet werden könnte.

Durch diese Rede wird Galilei zur exemplarischen Figur, über die Brecht Warnung und Hoffnung zugleich vermittelt. Wieder zeigt sich – wie im V. Akt von „Faust II“ –, daß im bedeutenden Drama der Hoffnung sich Aufklärung ihrer eigenen Widersprüche innewird und Fortschritt immer auch seine Verlustrechnung offenlegt. Galilei lehnt die Reinwaschung ab, er projiziert den Fall seines Versagens als Mahnung auf den Horizont der Zukunft. Die Hoffnung wird hier der Möglichkeit des „universalen Entsetzensschreis“ abgerungen. Es ist eine Hoffnung, die ihre Unschuld verloren hat und sich wiedergewinnt im Appell an die Vernunft und im Vertrauen auf eine neue Mündigkeit des Menschen.

Zum Theater der Hoffnung geht in Distanz das Wissenschaftlerdrama, das solches Vertrauen nicht mehr teilt: Friedrich Dürrenmatts Komödie „Die Physiker“ (1962). Die Handlung mündet in völliger Resignation des Physikers Möbius. Immerhin wird man Möbius als einen „mutigen Menschen“ anerkennen, über den Dürrenmatt sagt: Das „Chaos“ hinzunehmen, erfordere den „mutigen Menschen“. Gewiß, wer das Sinnlose, das Hoffnungslose dieser Welt sieht, kann verzweifeln, doch [...] eine andere Verantwortung wäre sein Nichtverzweifeln, sein Entschluß etwa, die Welt zu bestehen [...].

Dürrenmatt markiert hier das Mittlere zwischen Verzweiflung und Hoffnung: das Standhalten. Und dieses Standhalten angesichts des Unheils erfordert wahrhaft Stärke, eine Art von religiöser Kraft (auch Schuld gibt es für Dürrenmatt nur noch als „religiöse Tat“). Nur fehlt eben der mutigen Hinnahme dessen, was ist, ein die chaotische Situation übersteigender Hoffnungsantrieb; es spannt sich um die Unheilsvorgänge kein „Rundhorizont Morgen“.

Daß Skepsis gegenüber der geschichtlichen Hoffnungsperspektive Brechts nicht nur in die Dramatik westlicher, sondern auch sozialistischer Autoren eingegangen ist, zeichnet sich am schärfsten im Werk Heiner Müllers und seiner Entwicklung ab. Der Bruchstückcharakter der (deutschen) Geschichte, den er diagnostiziert, wird ihm zum Zerfall eines sinnvollen Kontinuums der Geschichte überhaupt. Signale der Hoffnung, wie sie in „Germania Tod in Berlin“ (1956/71) noch erkennbar waren, gehen von „Leben Gundlings Friedrich von Preußen Lessings Schlaf Traum Schrei“ (1976) und der „Hamletmaschine“ (1977) nicht mehr aus. Unterdrückung und Ohnmacht, Gewalt und Wahnsinn beherrschen die Szene, und die Zukunft verspricht kein Erwachen aus dem Alptraum der Geschichte und Gegenwart.

Man ist versucht, den in der DDR lebenden, aber vor allem im Westen aufgeführten Autor jenen Vertretern der ästhetischen „Postmoderne“ an die Seite zu setzen, deren Geschichtsphilosophie Odo Marquard kritisch-ironisch als „Mimikry“ ins Visier nimmt:

die Utopie tarnt sich als Katastrophenprognose, das Prinzip Hoffnung maskiert sich als Depression, die

Fortschrittstheorie ist zur Verfallstheorie umgeschminkt, sie ist revolutionäre Eschatologie im Resignationspelz.

Freilich ist sich Heiner Müller bewußt, mit seiner Dramaturgie der Handlungszersplitterung und der totalen Skepsis an einen Endpunkt gelangt zu sein. Eine dauerhafte Alternative ist noch nicht sichtbar; ob sie eine Wiederannäherung an Brecht einschließt, wie die Bearbeitung des „Fatzner“-Fragments (1978) andeuten könnte, ist offen. Doch bleibt Brecht, als der bisher letzte große deutsche Vertreter des Theater der Hoffnung, einstweilen noch das Maß. Stücke wie „Der gute Mensch von Sezuan“, „Mutter Courage“ mit der Gestalt der stummen Katrin und „Der kaukasische Kreidekreis“, auch „Leben des Galilei“ bestätigen – wie die bedeutenden Beispiele der Tradition –, daß das „Theater der Hoffnung“ kein Theater der Beschönigung, der Beschwichtigung und der Fata morgana ist, kein Theater des Vogel-Strauß-Gebarens, der Falschmünzerei und der billigen Tröstung. Hoffnung ringt sich durch im Angesicht des Elends und des Chaos, der Anarchie und der Inhumanität, der Katastrophe und des Abgrunds. Hoffnung ist durch das Erschrecken hindurchgegangen.

Fortschritts Glaube und Schöpfungsgedanke *

Überlegungen zur Verantwortung der Wissenschaft

Worin besteht das Schlüsselproblem im Verhältnis zwischen Wissenschaft und Politik? Vor wenigen Jahrzehnten noch hätte diese Frage eine einfache Antwort gefunden. Das Schlüsselproblem besteht darin, daß die Politik die *Voraussetzungen* für Forschung und Lehre in ausreichendem Umfang zur Verfügung zu stellen hat. Falsch ist eine solche Antwort auch heute nicht – in einer Zeit, in der die Studentenzahlen noch immer steigen und zugleich Stellen gesperrt oder Mittel gekürzt werden. Zugleich ist jedoch offenkundig: Neben diese Frage ist eine andere getreten. Sie heißt: Wie können die *Folgen* wissenschaftlicher Entwicklungen politisch beantwortet werden? Wie soll entschieden werden, welche Entwicklungspfade angestrebt, welche technischen Möglichkeiten verfolgt, welche Nebenwirkungen toleriert werden können. Neben die Verantwortung für die Voraussetzungen der Wissenschaft ist die Verantwortung für ihre Folgen getreten.

Allzu oft orientieren sich Diskussionen über diese Frage an den Spielregeln für eines der simpelsten Kinderspiele. Jeder achtet darauf, daß am Ende des Spiels der Schwarze Peter beim anderen liegt. Die Politiker erklären, nur die Wissenschaftler selbst verfügten über die Sachkompetenz, um über die Folgen ihres Tuns zu urteilen. Die Wissenschaftler, die das an sich gerne hören, flüchten sich in die Trennung von

Grundlagenforschung und Anwendung. Die Verantwortung für die Anwendung ihrer Entdeckungen trügen sie nicht selbst; dafür sei die Politik zuständig.

Je dramatischer die Wissenschaftsentwicklung unserer Gegenwart verläuft, desto beängstigender ist das Vakuum, das Politik und Wissenschaft gemeinsam an der Stelle lassen, an der nach der Verantwortung für die Folgen der Wissenschaft gefragt werden muß. Um dem Vakuum wenigstens einen Namen zu geben, rufen sie nach der Wissenschaftsethik. Philosophen – oder manchmal gar Theologen – werden als Festredner bestellt. Doch sie können nur in der Rolle des Narren am Hof der Mächtigen auftreten. Sie können versuchen, unbequeme Fragen zu stellen. Beantworten können sie diese Fragen nicht.

Das Problem entsteht im Augenblick des Triumphs. Denn Triumphe sind es, die die Naturwissenschaften in unseren Tagen feiern. Wer selbst eine bedächtige Geisteswissenschaft von alter Tradition vertritt, kann nur mit Neid auf die schnell einander ablösenden Triumphzüge schauen, in denen die Naturwissenschaftler ihre Trophäen vorführen. Schildern Biowissenschaftler ihre Entdeckungsfahrten in das Land des genetischen Code, dann kann auch der skeptische Betrachter das Staunen nur schwer unterdrücken. Erzählen Physiker davon, wie ihre Neugierde sie aus dem begrenzten Wahrnehmungsraum des Mesokosmos in die zuvor ungeahnten Welten des Makrokosmos einerseits, des Mikrokosmos andererseits führten, kann einen der Wunsch überkommen, selbst

* Festvortrag, gehalten am 28. Januar 1988, anlässlich der akademischen Gedächtnisfeier im Namen der Hessischen Universitäten für Frau Dr. Helen von Billa.

noch einmal von vorn zu beginnen und sein Leben der Aufgabe zu widmen, an der Entdeckung des Kosmos durch den menschlichen Geist unmittelbar teilzunehmen.

Daß es den Naturwissenschaftlern gelungen ist, in das Geheimnis des Atoms einerseits, des genetischen Codes andererseits einzudringen, bestimmt ihr Selbstbewußtsein. Manche begründen daraus einen Epochenwandel von nahezu unvergleichlicher Dramatik. Allenfalls jener Zeit ist dieser Epochenwandel zu vergleichen, in der das Selbstbewußtsein des neuzeitlichen Menschen als Subjekt der Erkenntnis formuliert wurde. Nun aber ist der Mensch nicht mehr nur Subjekt der Erkenntnis: er tritt als Subjekt der Evolution auf den Plan.

Wir Menschen – so formulierte der Zoologe Gerhard Neuweiler – halten nun die biologischen Konkurrenten und die artgestaltende Umwelt unter unserer Kontrolle. Wir werden niemals zulassen, daß irgendeine Art an uns vorbeizieht und uns bedroht. Wir, und nicht mehr nur die Natur, selektionieren die Arten, die weiterleben, weil sie an unsere Bedingungen, an die von uns gestaltete Umwelt angepaßt sind. Mit der Entwicklung der Gentechnologien sind wir gerade im Begriff, das Handwerkszeug der Evolution in unsere Hände zu nehmen. Wir bringen damit die natürliche Umwelt zu einem gewissen Abschluß und überbauen sie mit einer nach unserem Willen getroffenen Zuchtwahl. Der Mensch des 20. Jahrhunderts hat die Umwelt unter seine Herrschaft gesetzt und gestaltet die Evolution nach seinem Willen weiter. Er ist also tatsächlich die Krone der Schöpfung, wenn auch in einem anderen Sinne, als die Idealisten meinten.

Ein ähnliches Selbstbewußtsein kann man bei denen beobachten, die sich zu Anwälten der Kernenergie, der technischen Folgerung aus dem anderen großen Durchbruch der Naturwissenschaften machen. Mit der Kernspaltung, so argumentieren sie, ist der Menschheit eine praktisch unerschöpfliche Energiequelle in die Hände gefallen. Wenn man sie konsequent nutzt, so heißt die Folgerung, ist es der Industriegesellschaft möglich, ihre natürliche

Schranke zu überwinden. Die Endlichkeit der irdischen Ressourcen muß dann nicht mehr eine Begrenzung von Wachstum und Fortschritt nach sich ziehen.

Eine vergleichbare Verheißung trägt schließlich für viele die Mikroelektronik in sich. Denn sie verspricht ein Maximum an menschlicher Machtentfaltung durch ein Minimum an Energieeinsatz; sie ermöglicht weltweite Vernetzungen von Informationssystemen mit einer praktisch unbegrenzten Speicher- und Steuerungskapazität.

So erscheint jenes Zutrauen als durchaus begreiflich, das allein von der konsequenten Fortsetzung naturwissenschaftlichen Fortschritts und technologischer Innovation das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl erhofft. Und dennoch: Das Problem entsteht im Augenblick des Triumphs. Eine äußerliche Beobachtung kann das illustrieren.

Zweimal hat der Deutsche Bundestag in den letzten Jahren Enquête-Kommissionen eingesetzt, die sich mit den Auswirkungen wissenschaftlicher Revolutionen auf die menschliche Lebenswelt beschäftigten und zu fragen hatten, ob diese Folgen verantwortet werden können. Mit den Risiken der Kernenergie beschäftigte sich die eine, mit den Chancen und Gefahren der Gentechnologie die andere Kommission.

Das Faktum als solches ist von symbolischer Bedeutung: Daß Wissenschaftler in die innere Struktur des Atoms eindringen und daß sie die Bauprinzipien des genetischen Codes entschlüsselten, sind Durchbrüche in der theoretischen Erkenntnis der Natur; es handelt sich um bahnbrechende Einsichten der Grundlagenforschung. Doch mit überwältigender Rasananz ergaben sich aus beiden Durchbrüchen Anwendungsfolgen von ungeahnten Ausmaßen. Die Enquête-Kommissionen, die Wissenschaftler und Politiker an einen

Tisch nötigten, trugen zur realistischen Einschätzung dieser Folgen bei. Die Enquête-Kommission zur Kernenergie formulierte alternative Entwicklungspfade, auf denen der Energiebedarf in der Bundesrepublik auch ohne Kernenergie gedeckt werden kann. Die Kommission über Gentechnologie suchte zu unterscheiden zwischen Feldern genetischer Forschung, in denen Entwicklungschancen genutzt werden sollten, und anderen Feldern, auf denen Mißbrauch und Gefährdungen durch rechtliche Sanktionen verhindert werden müssen.

In beiden Fällen hat sich das Instrument der Enquête-Kommission bewährt. Doch die Ergebnisse blieben einstweilen ohne Folgen. Wie auch immer die Anregungen beider Kommissionen beurteilt werden: weder politisch noch wissenschaftlich wurden sie bisher umgesetzt. Auf das Gefährdungspotential neuer Technologien antworten weder Wissenschaft noch Politik mit Schritten der Selbstbegrenzung; sie antworten vielmehr mit der Forderung nach neuen Sicherheitsmaßnahmen. Die entscheidende Aufgabe wird nicht darin gesehen, die Menschen vor den Folgen neuer Technologien zu schützen; vielmehr geht es darum, die Technik gegenüber der Fehlerhaftigkeit der Menschen zu immunisieren. Priorität genießt heute nicht die Entwicklung einer fehlerfreundlichen, einer in diesem präzisen Sinn humanen Technik; Priorität genießt heute vielmehr die Sicherung des Fortschritts gegen die Fehler der Menschen. Auch in den Entscheidungen unserer Tage trägt der Glaube an den unbegrenzten Fortschritt den Sieg davon. Er ist erfolgreicher als der Versuch, der Grenzen des Menschen eingedenk zu bleiben. Hinter den wissenschaftsethischen Kontroversen unserer Zeit steht der Konflikt zwischen dem Fortschrittsglauben und jenem Denken, das sich an der Differenz zwischen dem

unendlichen Schöpfer und der Endlichkeit seiner Geschöpfe orientiert. Mit Absicht widerspreche ich mit dieser Formulierung einem geläufigen Vorurteil. Es pflegt die Rationalität der Neuzeit mit dem mythischen Denken früherer Epochen zu kontrastieren. Mein Zweifel an diesem Vorurteil drückt sich in der Rede vom Schöpfungsgedanken und vom Fortschrittsglauben aus. Die neuzeitliche Entwicklung ist von einem Glauben an den Fortschritt bestimmt, der alle rationale Begründung hinter sich läßt. Zur Tradition des Denkens aber – nicht nur in Europa – gehört eine Denkform, deren Vernunft heute wiederzuentdecken ist: die Unterscheidung zwischen dem Schöpfer und seinem Geschöpf. Beide Elemente dieser Antithese will ich in knappen Strichen erläutern.

Der Glaube an den Fortschritt

Es ist vornehm geworden, Zweifel am Fortschritt zu hegen. Als fortschrittlich gilt man heute am ehesten dann, wenn man Fortschrittskritiker ist. Doch Fortschrittskritik ist eben nur vornehm. Durchsetzungsstark dagegen sind die, die dem Fortschritt die Bahn brechen, eine „Wende in die Zukunft“ einläuten und sich an der Spitze technologischer Innovationen vorfinden wollen. Das Zwielficht, in das der Fortschritt geraten ist, zeigt sich vielleicht am deutlichsten in der paradoxen Verkehrung der Fronten, in der über ihn geredet wird. Diejenigen, die auf der Seite des Fortschritts stehen, verbitten sich in aller Form, fortschrittlich oder gar „progressiv“ genannt zu werden. Die Fortschrittlichen dagegen bezweifeln den Sinn des Fortschritts, den wir erleben. So paradox ist das.

Doch was wird in solchen Debatten unter Fortschritt verstanden? Wir verwenden das Wort in vielfältigem Sinn: von alltäglichen Erfahrungen bis zu Absurditäten,

die unseren Verstand übersteigen, reicht das Spektrum der Fortschritte. Wir sprechen ebenso selbstverständlich von Lernfortschritten bei Kindern, wie wir in den Weltraumwaffen einen möglichen Fortschritt der Kriegstechnik sehen. Die Genesung eines Menschen kann ebenso Fortschritte machen wie die Zerstörung seines Körpers durch tödlichen Krebs. Doch jenseits solcher Beliebigkeit ist Fortschritt der Schlüsselbegriff für eine Zuversicht hinsichtlich der Zukunft, die durch die Ausweitung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse, technischer Fertigkeiten und industrieller Produktion in der Neuzeit ausgelöst wurde. Fortschrittsglaube ist Zukunftsgewißheit: die Gewißheit nämlich einer besseren Zukunft.

Noch vor wenig mehr als einem Jahrzehnt konnte der Pariser Psychoanalytiker und Sozialpsychologe Serge Moscovici die Hoffnungen der Bürger hochindustrialisierter Staaten folgendermaßen beschreiben:

Wir hofften auf das Ende der Gewalt und der Herrschaft, der Armut und der Knappheit, der Ausbeutung und der Ignoranz. Der Weg, der dahin führen sollte, war klar vorgezeichnet: Revolution durch Fortschritt (das amerikanische Beispiel) oder Fortschritt durch Revolution (das sowjetische Beispiel). Wir hatten gute Aussichten, das Kap des Jahres 2000 ohne Hindernisse zu umsegeln. Daten und Theorien im Kopf, wollten wir geradewegs auf eine Ära der gesellschaftlichen Harmonie, der Naturbeherrschung und der Freiheit in den menschlichen Beziehungen zusteuern. Die Geschichte brauchte nicht mehr gemacht, sie mußte nur noch angewandt werden. Wie Sie wissen, sind das nicht nur Worte. Oder waren es doch nur Worte? Wenn ja, sollten wir vor ihrer Macht den Hut ziehen: sie haben Berge versetzt, Massen bewegt und Millionen von Menschen begeistert oder zugrunde gerichtet. Sie waren die Legitimation für alles, was getan oder umgestürzt wurde.

Moscovici blickt in diesem Text aus dem Jahr 1976 bereits auf eine Epoche zurück, die von der Hoffnung auf eine umfassende Herrschaft des Menschen über die Natur und eine dadurch ermöglichte gesellschaftliche Harmonie bestimmt war. Die

se Hoffnung trug den Charakter einer unbezweifelbaren Zuversicht. Sie richtete sich auf ein vom Menschen zu erbauendes, endzeitliches Reich. Drei Glaubensartikel entdeckte Erich Fromm in diesem Fortschrittsglauben, die Trias von unbegrenzter Produktion, absoluter Freiheit und uneingeschränktem Glück.

Der Glaube an den Fortschritt hofft auf eine Erfüllung, in der alles Erlittene überwunden ist. Die Geschichte versteht er als einen von den Menschen bewußt vollzogenen, kontinuierlichen Übergang vom Schlechteren zum Besseren. Dieses Geschichtsverständnis speist sich aus ermutigenden Erfahrungen. So überaus gegensätzliche Erfindungen wie die des Schießpulvers, des Kompasses oder der Buchdruckerkunst, so weit auseinanderliegende geschichtliche Erfahrungen wie die Entdeckung Amerikas und die Behauptung des freien, nur seinem Gewissen verantwortlichen Menschen bestärkten die Überzeugung, daß das Neue das Bessere ist. Mit dem Siegeszug der neuzeitlichen Naturwissenschaft setzt auch diese Überzeugung sich durch. Das Wissen versteht sie nicht mehr als das erkennende Betrachten einer unverfügbaren Welt, sondern als Forschung, Entdeckung und Konstruktion. Die Wissenschaft, die sich im erkennenden Zugriff der Welt bemächtigt, verbindet sich mit einer Form menschlicher Praxis, welche die Natur fortschreitend der Herrschaft des Menschen unterwirft.

Freilich wären gerade die frühen Vertreter des Fortschrittsdenkens nicht auf den Gedanken gekommen, den Fortschritt auf die Leitsektoren von Wissenschaft und Technik zu beschränken oder ihn gar mit dem Prozeß der Industrialisierung gleichzusetzen. Vielmehr kann von Fortschritt in umfassendem Sinn erst die Rede sein, wenn er den Bereich politisch-gesellschaftlichen Zusammenlebens umgreift.

Der Begriff des Fortschritts verbindet sich deshalb von Anfang an mit der Hoffnung auf politische Befreiung. Die Französische Revolution verhilft dieser Fortschrittsauffassung zum Durchbruch. Wo sie mit Bedacht formuliert wird, liegt freilich jeder Gedanke an einen Automatismus fern. Wenn etwa Kant im Fortschritt ein Postulat der praktischen Vernunft sieht, faßt er ihn damit als Aufgabe menschlicher Praxis. Ziel selbstbewußten Handelns im Feld der Politik muß es sein, dafür zu sorgen, daß die Freiheit eines jeden mit der Freiheit jedes anderen zusammenstimmen kann. Eine durchgeführte Rechtsverfassung in den Staaten und ein dauerhafter Frieden zwischen ihnen bilden dann die politischen Forderungen, an denen wirklicher Fortschritt zu messen ist. Ein kritischer Begriff des Fortschritts deckt auf, wo mögliche Freiheit verhindert wird. Im Siegeszug neuzeitlicher Wissenschaft löst sich indes der kritische Begriff des Fortschritts auf. Gerade durch ihre rationalen Erfolge trägt die neuzeitliche Wissenschaft zur Entstehung eines neuen Irrationalismus bei. Der Fortschrittsglaube bleibt zurück. Er wird, wie Heinrich Heine sarkastisch formuliert, zu einer „neuen Religion, dem Wissen entsprungen“. Der Kern dieses Glaubens besteht in der Behauptung, daß die Fortschritte im gesellschaftlichen Zusammenleben der Menschen sich nach denselben Gesetzmäßigkeiten vollziehen, von denen auch die Natur bestimmt ist; es komme nur darauf an, die Physik der Gesellschaft richtig zu erkennen. Eben diese Analogie verführt auch zu der Schlußfolgerung, daß dem gesellschaftlichen Fortschritt dient, was als Fortschritt in den Wissenschaften anzusehen ist.

Der Fortschrittsglaube fällt jedoch hinter die Einsichten der Aufklärung zurück. Denn sie predigt gerade nicht den „blinden Glauben an die erlösende Kraft der

Innovation“ (Georg Picht). Sie betrachtet Fortschritte als das Ergebnis bewußten, aus Freiheit erwachsenen menschlichen Handelns. Sie beharrt auf einem Fortschritt, der sich nicht aus einer Automatik, sondern aus bewußter menschlicher Entscheidung ergibt. Der heute geläufige Satz, dem Fortschritt könne man sich eben nicht verschließen, wäre einem bewußten Vertreter der Aufklärung wohl nie über die Lippen gekommen. Der Fortschritt muß vielmehr gewollt sein und gegen Widerstände durchgesetzt werden.

Die Verbiegung des Fortschrittsgedankens in einen Fortschrittsglauben zeigt sich nicht zuletzt in seiner vorwiegend quantitativ-materiellen Deutung. Noch heute stimmen die Fortschrittsauffassungen in privatkapitalistischen und staatskapitalistischen Ländern darin überein, daß sie den Fortschritt an der Steigerung der Produktivität und der materiellen Wohlfahrt messen. Der Umschlag dieser quantitativen Steigerung in ökologische Belastung ist keine zufällige und lästige Nebenfolge; er folgt zwingend auf eine Einstellung, die auf ein Maß für den Fortschritt meint verzichten zu können, weil Innovation und quantitative Steigerung als solche schon eine Entwicklung zum Besseren hin verbürgen.

Der Gedanke der Schöpfung

Über lange Zeiten und für weite Räume der Menschheitsgeschichte gibt es keinen Zweifel daran, daß Welt und Menschheit als geschaffen zu denken sind. Für die jüdisch-christliche Überlieferungsgeschichte jedenfalls ist es eher irreführend, von einem Schöpfungsglauben zu sprechen. Denn zu dem Gedanken, daß die Welt und die Menschen in ihr das Dasein einem schöpferischen Akt Gottes verdanken, gab es keine Alternative. Keine Weltentstehungstheorie war verfügbar, die ihr mit

vergleichbarer Plausibilität hätte zur Seite treten können. Der Schöpfungsgedanke bildete eine Voraussetzung, die jenseits der Alternative von Glauben oder Nicht-Glauben stand. Über Jahrtausende hinweg war der Schöpfungsgedanke kein Gegenstand des Glaubens allein, sondern zuallererst ein Thema des Wissens: ein zugleich selbstverständlicher und grundlegender Bestandteil menschlichen Wissens von der Welt.

Das Selbstbewußtsein des Menschen, das diesem Gedanken korrespondiert, läßt sich in zwei Richtungen auslegen. Zum einen erscheint der Mensch, der die Schöpfung zu denken vermag, als deren Gipfelpunkt; er ist es nach den biblischen Schöpfungserzählungen deshalb auch, der die anderen Geschöpfe mit Namen versehen darf. Doch zum anderen besteht seine herausragende Würde gerade in seiner Entsprechung zum Schöpfer; er bewahrt seine Würde nur, wenn er die Relation zum Schöpfer nicht ignoriert.

Der Begriff der Schöpfung ist demnach ein Relationsbegriff. Jenseits aller mythischen Ausgestaltung sagt er: Die Menschlichkeit des Menschen besteht gerade darin, daß er dem Schöpfer gegenübersteht und sich von ihm begrenzen läßt. Seine Würde zeigt sich darin, daß er die Schöpfung denken kann; doch diese Würde bewahrt er gerade so, daß er sich selbst als Teil der Schöpfung versteht.

Nicht Herrschaft über die Natur, sondern Lebensbewahrung in der Schöpfung erscheint deshalb als der Sinn menschlicher Naturbearbeitung, also menschlicher Kultur. Die hebräische Bibel bringt das auf die eindrückliche Doppelformel vom „Bebauen und Bewahren“ des Gartens Eden. Eindrücklich ist die Formel, weil sie Fortschritt und Erhaltung, *progressio* und *conservatio* unmittelbar verbindet. Bewahrung meint das Einstehen für die Fortdauer dessen, was gegeben ist. Bebau-

en enthält den Imperativ zur Gestaltung von etwas Neuem. Fügen sich beide Momente zusammen, so heißt die Aufforderung: Bebauen, um das Anvertraute zu bewahren; bewahren, um einen Ort des Bauens zu behalten. Der Imperativ des Bebauens und Bewahrens beruht auf der Einsicht, daß wir Menschen die Voraussetzungen nicht selbst hervorbringen, aus denen unsere eigene Kreativität entsteht. Er enthält die Einladung dazu, vorgegebene Bedingungen unseres Lebens zu bewahren, weil sich aus ihnen der Spielraum des Neuen ergibt. Er enthält die Behauptung, daß die schöpferischen Potenzen des Menschen nur dann zur Geltung kommen, wenn er sich nicht an die Stelle des Schöpfers, sondern an die Seite der anderen Geschöpfe stellt.

Für unser neuzeitliches Bewußtsein ist es verblüffend, mit welcher Selbstverständlichkeit der Gedanke der Schöpfung für eine lang andauernde Tradition nicht ein Thema des Glaubens, sondern des Wissens darstellt. Als noch verblüffender mag es erscheinen, daß der Gedanke, der Mensch, als Gipfelpunkt der Schöpfung, sei das dem Schöpfer entsprechende Wesen, den Menschen gerade in seine Grenzen, in seine besondere Verantwortung als Teil der Schöpfung einweist. Am meisten jedoch verblüfft wohl die Beobachtung, in welchen Zusammenhängen der Rückgriff auf den Gedanken der Schöpfung seinen ursprünglichen Ort hat. Orientieren wir uns noch einmal an den Texten der hebräischen Bibel, des Alten Testaments der Christen, so zeigt sich Folgendes: Am intensivsten taucht der Schöpfungsgedanke überall dort auf, wo darüber nachgedacht wird, daß zwischen die gute Schöpfung Gottes und die geschichtliche Erfahrung der Menschen das Faktum der Gewalt, des Nichtigens, des Todes getreten ist. Das Alte Testament spricht gerade dann mit besonderem Nachdruck von der Schöp-

fung, wenn es darum geht, die Erfahrung des Negativen, des Lebenszerstörenden, des Sinnlosen in der Geschichte zu verarbeiten. Die grundlegende Aussage heißt: Die Wahrheit der Schöpfung reicht weiter als die Erfahrung von Sinnlosigkeit und Gewalt. Der Mensch hat deshalb kein Recht, wegen der Gewalt, die er erleidet oder verübt, diese Wahrheit der Schöpfung in Frage zu stellen. Wenn er Gewalt erleidet, muß er sich ebenso der Wahrheit der Schöpfung unterordnen, wie wenn er Gewalt ausübt. Für mein Urteil gehört es zu den eindrucksvollsten Zügen an der Bibel der Juden, wie dieser Grundgedanke entfaltet wird. Sowohl auf die Gewalterfahrungen des Einzelnen wie auf entsprechende Erfahrungen des Volks Israel im Ganzen antwortet der Hinweis auf die Überlegenheit des Schöpfers. Das Buch Hiob und der zweite Teil des Jesajabuchs belegen das eindrücklich.

Auf die Empörung Hiobs wie auf die Klage der vertriebenen jüdischen Exulanten in Babylon antwortet das Bekenntnis zur Schöpfung. Die Differenz zu unserer Situation springt ins Auge. Da wir den Gedanken der Schöpfung verdrängt haben, antworten wir auf die Erfahrung der Gewalt mit dem Aufbau überlegener Gegengewalt. Die Tradition des Schöpfungsgedankens eröffnet einen anderen Weg: den Weg des Aufbegehrens, der Klage, der Rebellion. Jene alten Texte enthalten eine verdrängte Wahrheit über den Menschen. Sie heißt: Der Mensch ist das Wesen, das klagen kann. Er ist das Wesen, das gegen die Erfahrung der Gewalt aufbegehren kann. Das gehört zur Sonderstellung des Menschen inmitten der Schöpfung.

Diese Sonderstellung läßt sich auch so kennzeichnen: Alle Lebewesen müssen sterben; der Mensch weiß, daß er sterben muß. Gerade deshalb kann er gegen die Gewalt des Todes wie gegen die tötende Gewalt aufbegehren.

Über Jahrhunderte hat man die Aktualität des Schöpfungsgedankens vor allem darin gesehen, daß er den Menschen zu umfassender Herrschaft über die Natur ermächtigt. Der biblische Imperativ „Machet euch die Erde untertan“ wurde so in den Dienst des Fortschrittsglaubens gestellt. Erst in der Krise des menschlichen Naturverhältnisses entdecken wir, daß ein weit wichtigerer Zug des Schöpfungsgedankens an anderer Stelle zu suchen ist: nicht in der Gleichheit zwischen dem Schöpfergott und dem Menschen, sondern in ihrer Differenz. Die schöpferische Fähigkeit des Menschen ist zwiespältig: sie kann Leben fördern und zerstören, Zukunft erschließen oder versperren. Die zwiespältige Herrschaft des Menschen kann allenfalls dann gebändigt werden, wenn ihr die Unantastbarkeit des Lebendigen als Grenze entgegentritt. Angesichts der Gefahr, die von menschlicher Herrschaft über die Natur ausgeht, öffnet sich ein neuer Zugang zu dem, was Kultur anfänglich hieß und aufs neue heißen könnte: bebauen, um zu bewahren; bewahren, um zu bebauen. Daß der Mensch ein Kulturwesen ist, zeigt sich gewiß in seiner Fähigkeit zum Neuen: zur wissenschaftlichen Entdeckung, zur technischen Innovation oder zur künstlerischen Invention. Doch zugleich steht und fällt menschliche Kultur mit der Fähigkeit zur Selbstbegrenzung. Sie hängt an dem Gleichgewicht zwischen Gestalten und Gewährenlassen, an der Unterscheidung zwischen dem Möglichen und dem Erlaubten, an der bewußten Differenz zwischen dem, was der Mensch tun kann, und dem, was er tut.

Der Einwand ist naheliegend und verbreitet zugleich, daß ein solcher Schöpfungsgedanke nicht mehr allgemein verbindlich gemacht werden kann. Auf ihn zurückzugreifen, widerspricht dem weltanschaulichen Pluralismus der Gegenwart; eine

Rückkehr zum Prinzipiellen liegt darin, dem wir doch – nach einer geläufigen Formulierung – gerade den Abschied geben. Der Appell an eine Verantwortung des Menschen gegenüber dem Schöpfer, so ist zu hören, geht in der säkularen Welt ins Leere.

Doch vielleicht ist die Verabschiedung des Schöpfungsgedankens voreilig. Vielleicht ist die Erinnerung an ihn gerade in einer Zeit nötig, in welcher der Mensch sich vom Subjekt der Erkenntnis zum Subjekt der Evolution aufschwingt. Gerade angesichts der Möglichkeiten, die Kernspaltung und Gentechnologie eröffnet haben, gilt: Der Mensch bleibt nur menschlich, solange er zur Selbstbegrenzung fähig ist. Selbstbegrenzung aus Einsicht nennen wir Kultur. Die Frage heißt schlicht: ob der Mensch, der sich zum Subjekt der Evolution macht, noch ein Kulturwesen bleibt. Die Antwort des Schöpfungsgedankens heißt: Wir bleiben keine Kulturwesen, wenn wir nicht neu lernen, zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpf zu unterscheiden, und uns mit neuer Entschiedenheit auf die Seite des Geschöpfes stellen.

Ethik der Selbstbegrenzung

Die Frage, die ich mit den bisherigen Überlegungen vorbereiten wollte, heißt, ob die heute gebotene Wissenschaftsethik sich am Fortschrittsglauben oder am Schöpfungsgedanken orientieren soll. Läßt sie sich vom Fortschrittsglauben leiten, dann erscheinen ihr die negativen Auswirkungen der wissenschaftlich-technischen Zivilisation – vom Waldsterben bis zu Atommüllskandalen, von der Atomkriegsgefahr bis zur „verbrauchenden Forschung“ mit Embryonen, vom genomalysierten, gläsernen Menschen bis zur Freisetzung genetisch veränderter Mikroorganismen – als reine Steuerungskrisen, die durch ein gesteigertes Maß an

„Könnerschaft“ zu überwinden sind. Läßt sie sich vom Schöpfungsgedanken leiten, dann zeigt sich ihr in den Gefährdungen der Gegenwart nicht nur eine Steuerungskrise, sondern eine Zielkrise. In ihnen meldet sich die Frage an, welche Ziele gesellschaftlichen Handelns und damit auch wissenschaftlicher Forschung verantwortet werden können.

Für die am Fortschrittsglauben orientierte Denkweise enthält die gegenwärtige Situation kein neues wissenschaftsethisches Problem. Verantwortlich ist der Wissenschaftler nur für die internen Praxisfolgen seiner Forschung, für Risiken also, die im Forschungsprozeß selbst auftreten. Verantwortlich ist er nach dieser Denkweise dagegen nicht für die externen Folgen seiner Forschung. Was geschieht, wenn seine Erkenntnisse technisch umgesetzt, industriell angewandt oder militärisch genutzt werden, liegt jenseits seiner Verantwortung.

Eine am Schöpfungsgedanken orientierte Argumentation dagegen beharrt darauf, daß der Horizont unserer Verantwortung mit der Reichweite der Mittel wächst, die wir entwickeln oder über die wir verfügen. Deshalb erstreckt sich die Verantwortung der heute Lebenden auf die Lebensbedingungen künftiger Generationen und auf das Lebensrecht der außermenschlichen Natur. Dieser Grundsatz gilt dann auch für die Wissenschaftsethik.

Deren klassisches Konzept war an *einem* Leitbegriff orientiert: am Begriff der Wahrheit. Das traditionelle Wissenschaftsethos umfaßt die Bedingungen dafür, daß wissenschaftliche Erfolge erzielt werden. Als Erfolgskriterium aber gilt die Wahrheitsbindung der Wissenschaft. Die für Wissenschaftler charakteristischen Tugenden wie Erkenntnisdrang, Methodendisziplin, Transparenz und Offenheit für intersubjektive Überprüfung sind zugleich Bedingungen für die Durchsetzung

in der scientific community. Dieses Wissenschaftsethos behält seine Notwendigkeit – ja: es gewinnt neu an Dringlichkeit in einer Zeit, in der die Verlässlichkeit wissenschaftlicher Risikoabschätzungen immer mehr in Zweifel gezogen wird, in der Wissenschaftler immer stärker in den Verdacht der Interessenabhängigkeit geraten und die Objektivität ihrer Aussagen umstritten ist. Die Wahrheitsbindung bleibt das oberste Kriterium der Wissenschaftsethik.

Doch ergänzt werden muß sie durch ein zweites Kriterium: durch die Selbstbegrenzung aus Verantwortung. Wir können uns nicht mehr mit der Auskunft begnügen, daß die Wissenschaft sich der Neugier verdankt und dem zweckfreien Erkenntnisstreben dient. Vielmehr muß die Verantwortung für die Folgen unserer Erkenntnisse Eingang finden in die Entscheidungen darüber, über welche Themen geforscht wird, welche Mittel dafür eingesetzt werden und wie die Forschungsergebnisse verwertet werden. Wissenschaftliche Entwicklungen müssen an der Frage geprüft werden, ob wir dadurch die Lebensbedingungen künftiger Generationen erhalten oder einschränken, ob wir sie gewährleisten oder aufs Spiel setzen.

Hans Jonas hat die Struktur einer Verantwortungsethik auf die Formel eines kategorischen Imperativs gebracht: „Handle so, daß die Wirkungen deines Handelns verträglich sind mit der Permanenz echten menschlichen Lebens auf der Erde.“ Negativ und vielleicht bescheidener formuliert kann man daraus eine Unterlassungsregel ableiten: Unterlasse Handlungen, von denen du befürchten mußt, daß ihre Wirkungen unvereinbar sind mit der Permanenz echten menschlichen Lebens auf der Erde.

Gegen diesen Imperativ lassen sich insbesondere zwei Einwände vorbringen. Der

erste Einwand richtet sich gegen die Anthropozentrik seiner Formulierung. Wissenschaftsethik sollte sich an der Einsicht orientieren, daß nicht nur dem Menschen eine spezifische Würde zukommt, sondern auch der außermenschlichen Natur. Auch sie ist nicht einfach ein Mittel für den Menschen, sondern hat ihren eigenen Sinn, ihren eigenen Zweck, ihre eigene Schönheit. Der Horizont der heute gebotenen Verantwortungsethik ist nicht nur die Permanenz menschlichen Lebens, sondern der Fortbestand des Lebens in seiner Vielfalt und Fülle. Es ist deshalb eine Verkürzung der forschungsethischen Fragestellung, wenn in der gegenwärtigen Debatte über Ziele und Nutzung der Gentechnologie ethische Anfragen nur im Blick auf genetische Manipulationen am Menschen anerkannt werden, während die Gentechnologie an Pflanzen und Tieren als ethisch neutral angesehen wird.

Der zweite Einwand gegen den von Hans Jonas vorgeschlagenen kategorischen Imperativ liegt auf der Hand: Was ist echtes menschliches Leben – nie wird man auf diese Frage eine einverständige Antwort finden. Oder schärfer noch: Wie können wir uns anmaßen, für künftige Generationen zu entscheiden, was für sie echtes menschliches Leben sein wird?

Doch dieser Einwand beruht auf einem Mißverständnis. Daß wir nicht wissen, was künftige Generationen für echtes menschliches Leben halten werden, entlastet uns gerade nicht von der Verantwortung für die Entscheidungen, die wir heute treffen, deren langfristige Wirkungen aber die Lebensmöglichkeiten künftiger Generationen beeinflussen werden. Gerade weil wir die Ziele künftiger Generationen nicht kennen, haben wir kein Recht, von ihrer Würde geringer zu denken als von unserer eigenen und ihren Entscheidungsspielraum stärker einzuschränken, als wir dies für uns selbst akzeptieren würden.

Die einfachste Formel für die Würde des Menschen besagt, er dürfe niemals als bloßes Mittel betrachtet, sondern müsse immer als Zweck in sich selbst angesehen werden. Diese Würde ist unteilbar; sie kann nicht abgestuft gewährt werden. Sie kann nicht „Präembryonen“ vorenthalten und erst „Embryonen“ zuerkannt werden. Das geht so wenig, wie sie Ausländern vorenthalten und nur Deutschen zuerkannt werden kann. Sie kann aber auch nicht für die Angehörigen der jetzt lebenden Generationen reserviert werden. Der Würde des Menschen wird nur gerecht, wer bereit ist, seine heutigen Entscheidungen vor der Würde künftiger Generationen zu verantworten. In Gefahr ist die Würde des Menschen freilich auch dann, wenn die technische Herstellung eines Babys und damit auch dieses Baby selbst als Mittel für die Erfüllung eines Kinderwunsches eingesetzt werden.

Der Gedanke menschlicher Würde hat zur Folge, daß wir den Gliedern künftiger Generationen mindestens die Freiheit einräumen müssen, die wir für uns selbst in Anspruch nehmen. Ihr Freiheitsraum darf durch unsere Entscheidungen nicht kleiner werden als der Freiheitsraum, der uns selbst zukommen soll. Wir dürfen ihr Leben nicht determinieren. Das muß in meinen Augen der leitende Grundsatz für die Abschätzung der Risiken sein, die mit den langfristigen Auswirkungen wissenschaftlich-technischer Innovationen verbunden sind. Verantwortliche Wissenschaft muß solchen Risikoabschätzungen oberste Priorität geben. Sie muß diese Risikoabschätzungen öffentlich transparent ma-

chen und aus eigener Einsicht auf Entwicklungspfade verzichten, deren mögliche Auswirkungen unkalkulierbar oder unverantwortbar sind. Daß im Einzelfall das faktische Eintreten bestimmter Risiken mit einer geringen Wahrscheinlichkeit versehen wird, ist überhaupt kein Trost. Das ließ sich aus der Erfahrung mit den „Restrisiken“ der Kernenergie lernen. Diese Einsicht muß nach meiner Überzeugung auf andere Felder, beispielsweise die Gentechnologie, übertragen werden.

Kann Selbstbegrenzung aus Verantwortung zur Leitidee der Wissenschaftsethik werden? Gegen diesen Gedanken wird eingewandt, er sei mit der Freiheit der Forschung unvereinbar. Nun ist die Freiheit der Forschung von staatlicher Bevormundung ein hohes, durch das Grundgesetz geschütztes Gut. Selbstbestimmte Grenzziehungen der Wissenschaft sind dadurch jedoch keineswegs ausgeschlossen. Sie könnten sogar Ausdruck einer Wissenschaftsfreiheit sein, die der Einsicht folgt, daß nur verantwortete Freiheit den Namen der Freiheit verdient. Deshalb will ich heute nicht nach der Einschränkung der Forschungsfreiheit durch den Gesetzgeber rufen – so wichtig dieses Thema an seinem Ort auch ist. Fragen will ich vielmehr, ob die Wissenschaft aus eigenem Vermögen zur Selbstbegrenzung fähig ist. Hat die scientific community die Kraft, neben der Wahrheitssuche die Selbstbegrenzung als verbindliche Leitidee des wissenschaftlichen Ethos durchzusetzen? Der Ethiker kann nur die Frage stellen. Das allein entspricht seiner Rolle – als Narr am Hof der Mächtigen.

Der Fortschritt der Naturwissenschaften als gemeinsame Herausforderung von Arzt und Seelsorger*

Als im Jahre 1938 Otto Hahn zum ersten Male die Spaltung des Atomkerns gelang, ahnten nur wenige, daß damit ein neues Tor zu einer veränderten Welt aufgegangen war, wodurch der Wandel der Naturwissenschaften und der Technik noch intensiver beschleunigt werden sollte, als er ohnehin schon im Gange war. Konnte bis dahin der Wissenschaftsoptimismus Jahr für Jahr durch Resultate exakter naturwissenschaftlicher Forschungsergebnisse genährt und dadurch die „große Verheißung unbegrenzten Fortschritts“¹, so E. Fromm weiter beflügelt werden, so ist spätestens seit den ersten Atombombenabwürfen von Hiroshima und Nagasaki und den späteren thermonuklearen kontrollierten Versuchen und nur schwer beherrschbaren Katastrophen der Zusammenbruch jener Hoffnung erfolgt, „die mit der Unterwerfung der Natur und dem zu schaffenden materiellen Überfluß auf das größtmögliche Glück sowie die uneingeschränkte persönliche Freizeit gesetzt hatte“². Dennoch geht der Mensch seinen einmal eingeschlagenen Weg weiter. Der moderne „Turmbau zu Babel“ ist im vollen Gange (Gen. 9,1 ff.) und die Absicht, „sich einen Namen zu machen“ (Gen. 9,4), nicht aufgegeben. E. Fromm und H. E. Richter haben die Hybris des Menschen bis hin zu ihrer suicidalen Motivation aufgedeckt; und nicht nur sie sprechen davon, „daß der Mensch

sich angeschickt hat, durch die Technik allmächtig und durch die Wissenschaft allwissend zu werden“³. Die Medizin war von dieser Entwicklung nicht ausgenommen. Trotz der verheerenden, z. T. ungewollten Folgen durch die Entdeckung der Atomenergie hat die Medizin einen Siegeszug ohnegleichen antreten können, der kranken Menschen neue Hoffnung auf temporäre Heilung oder Besserung der Leiden gebracht hat und noch immer bringt. Allein die Tatsache, daß Nierenkranke nicht mehr hoffnungslos verelenden müssen, seitdem der Gießener Georg Haas bereits vor fünfundsiebzehn Jahren die ersten Versuche mit einer von ihm gebauten Dialyseapparatur unternahm, und durch die spätere Entwicklung einer fast normalen Lebenserwartung entgegensehen dürfen, zeigt an, daß der Optimismus in der medizinischen Forschung nicht gewichen ist. Zwar hat es nicht an Stimmen gefehlt, die von der berühmt berüchtigten naturwissenschaftlich-technischen Medizin sprechen⁴, zumal dann, wenn etwa die Intensivmedizin nicht unbedingt die in sie erwarteten und gesetzten Hoffnungen erfüllt oder befriedigen kann. Jedoch ist das von Bernhard Naunym geprägte Wort: „Die Medizin wird Naturwissenschaft sein oder sie wird nicht sein“⁵ von fundamentaler Bedeutung geblieben. Dank der Tatsache, daß nach Schöllmerich „die Medizin ein im begrenzten Umfang offenes System sein muß“⁶, war und ist es möglich, die technischen Errungenschaften der Naturwissenschaften in Diagnostik und Therapie einzusetzen und so den Kampf gegen Krankheit und Elend des

* Antrittsvorlesung gehalten am 4. Februar 1988 in Gießen anläßlich der Akademischen Feier des Fachbereichs Humanmedizin zum Amtswechsel im Dekanat.

Menschen revolutionierend zu führen. Die zeitweise kritische Distanz der Medizin zu den Naturwissenschaften erscheint mir als ein sekundärer Streitpunkt, denn der Mensch als Subjekt und Objekt der Medizin ist ein Stück Natur. Ohne Natur ist er existenzinsuffizient. Auch wenn V. von Weizsäcker formuliert hat: „Die Medizin der Zukunft wird eine psychosomatische sein, oder sie wird nicht sein“ und damit die Gegenposition markierte, so wird Schöllmerich durch den Gang der Ereignisse noch einmal mehr bestätigt, der die Medizin als offenes System postuliert hat. Die Erkenntnis, daß der Mensch nach Leib, Seele und Geist existiert, hat in der Entfaltung der psychosomatischen Medizin zu Entdeckungen geführt, deren Wertungen noch vielfach strittig sind und dennoch Zusammenhänge deutlicher sehen lassen, inwiefern Krankheitsbilder seelisch bedingt und die Beziehungssysteme, in denen ein Mensch lebt oder leben muß, sich als krankheitsverursachend oder -fördernd auswirken. Die einzelnen Erfolge in den medizinischen Disziplinen in nahezu allen Bereichen haben die Ärzte in die Lage versetzt, Eingriffe vorzunehmen, mit denen kranke Menschen ein gestaltbares Leben führen können. Die mechanische Ersatzteilchirurgie und die Transplantationschirurgie ermöglichen Menschen oft über Jahrzehnte ein zweites Leben, wenn auch mit vielen Auflagen verbunden, dennoch aber ohne Schmerzen und Qual. Ohne den Fortschritt in Physik, Biologie und Metallogie sowie der Elektronik wäre die Medizin nicht imstande, die ihr heute gestellten Aufgaben zu lösen.

Die Erwartungen der Gesellschaft an die Medizin und die sie vertretenden Ärzte sind auf Fortschritt ausgerichtet. Die Menschen erhoffen ein immer längeres und von immer weniger Krankheiten gezeichnetes Leben. Die WHO hat diese Erwartungen aufgenommen und als Stan-

dard formuliert: Gesundheit ist das vollkommene körperliche, geistige, seelische und soziale Wohlbefinden. Die Erwartungen unserer Gesellschaft liegen nicht darunter. Unsere Zeit unterscheidet sich von früheren Epochen durch eine Fülle technischer Möglichkeiten. Die Lust am „Machen können“ und das Spiel mit dem „Machbaren“ sind Urkräfte menschlichen Wesens, die zusammen mit dem Antrieb durch Forschung und Wirtschaft das Rad des technischen Fortschritts in Bewegung halten. Was aber heißt naturwissenschaftlich-technischer Fortschritt? Damit ist nur ausgedrückt, daß wir in einer dahineilenden Zeit leben, daß Mensch und Natur sich im Ablauf der Geschichte fortbewegen, daß wir alle fortschreiten, vom Gestern zum Heute und weiter in die Zukunft hinein. Das bedeutet aber noch nicht das, was in der Regel in den Begriff Fortschritt hineingelegt wird, nämlich, daß das Neue immer besser sei als das Alte. Bei allem progressiven Denken sollte nicht vergessen werden, daß der Grundgedanke der Schöpfung, das Programm, die Form und das Lebensziel beständig sind. Die Naturwissenschaft zwingt den Menschen dazu, Technologien zu entwickeln, um einerseits die Natur weiter zu entdecken, andererseits aber auch die aus der Natur gewonnene Erkenntnis nach F. Dessauer zu einem „realen Sinn aus Ideen durch finale Gestaltung und Bearbeitung“ zu verhelfen. Weder die Natur noch die Technik sind dämonische Kräfte und Mächte, die uns, je nach Einstellung des Beobachters knechten oder befreien. Natur und Technik sind ein Teil unseres menschlichen Wesens. Ein Leben ohne Technik ist für uns nicht vorstellbar. Der Mensch hat, seitdem er begann, die Natur zu entdecken, immer mit Technik gelebt. So richtig erschrocken vor dem naturwissenschaftlich-technischen Fortschritt ist der Mensch erst im 20. Jahrhundert mit

den vielen nachteiligen Auswirkungen: der unbedachten Ausnutzung der technischen Möglichkeiten. Nahezu fassungslos beobachtet die Menschheit die Entwicklung der militärischen Verwendung der Atomenergie, die schrecklichen Unfälle in chemischen Produktionsstätten, den immer durchsichtiger werdenden Menschen infolge Entwicklung der Informationstechnik, sowie die sich abzeichnenden und sich bereits einstellenden und da und dort schon vollzogenen Eingriffe in die biologische Struktur der Gene, ohne schon in der Lage zu sein, zu erkennen, was das für den einzelnen und die Gesamtheit bedeutet. Zwar haben die Naturgewalten und Katastrophen bis heute ihre Schrecken nicht verloren, aber die Bedrohung des Menschen durch den Menschen ist in einer kaum mehr kalkulierbaren Weise gewachsen. Es bedarf großer Anstrengungen, um den Menschen vor sich selbst zu schützen. Der Mensch, der – um das mythologische Bild in seiner Eindringlichkeit zu gebrauchen (Gen. 2) –, vom Baum der Erkenntnis, des Guten und Bösen aß, hat in die Natur eingegriffen und muß nun in ihr selbst weiterwirken. Aus diesem Prozeß kann er nicht mehr aussteigen. Wie der Mensch für seinen Angriff auf die Macht Gottes, für sein Unternehmen, sein zu wollen wie Gott, den Verlust des Paradieses als Preis zahlen mußte, so lebt er durch den Mißbrauch seiner Freiheit in dieser Welt voller Gefahren, die er als Bürde zu tragen hat. Der Mensch ist in doppelter Hinsicht abhängig geworden. Er ist abhängig, einmal von der Natur, die er bändigen und beherrschen muß, zum anderen von der Technik, die ihm das Überleben und sein Wohlbefinden ermöglicht. Feuer und Wasser werden nur dann dem Menschen die notwendigen Dienste leisten, wenn der Mensch sie ständig beobachtet und in ihren Grenzen hält. – Auch die modernen elektronischen Systeme sind kei-

neswegs narrensicher, sie bedürfen der ständigen Überwachung und Wartung der Spezialisten. Die fortschreitende Perfektion ist nur um den Preis einer geringeren Durchschaubarkeit und einer perpetuierenden Komplizierung zu haben. Wir ahnen, wie nahe Fluch und Segen, Glück und Unglück beieinanderliegen. Es gibt Beispiele genug, wie eine bloße Nachlässigkeit von Menschen oder ihre unzureichende Ausbildung zu einer allgemeinen Gefahr für die Menschheit werden können. An Stimmen, die zu einer schöpferischen Pause geraten haben, hat es nicht gefehlt, wie Bodo Manstein in seinem Buch: „Im Würgegriff des Fortschritts“ vorschlug – und jetzt wieder H. Jonas, Träger des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels –⁷. Die Appelle sind bisher ungehört verhallt, denn der zu Entdeckungen aufgebrochene Mensch kennt keine Ruhe noch Rast. – Die Frage ist und bleibt bestehen, ob wir wissen, was wir tun, denn die Gefahren gehen nicht vom naturwissenschaftlich-technischen Fortschritt aus, sondern vom Menschen. Der Mensch ist es, der die gemachten Entdeckungen bedacht oder unbedacht, gewissenhaft oder gewissenlos, eigennützig oder böswillig anwenden kann. Die Medizin ist durch den naturwissenschaftlich-technischen Fortschritt in mehrfacher Hinsicht herausgefordert. Sie muß die sich einstellenden Ergebnisse von Forschung und Technik für ihre Aufgabe zur Diagnose und Therapie beurteilen und nach Möglichkeit für den Menschen einsetzen oder sich mit Rücksicht auf die Wahrung der Humanität über eine Nicht-Inanspruchnahme verständigen. Dies hat zur Folge, daß eine Konsensbildung notwendig ist, die die Unantastbarkeit des Lebens, die Belassung der Menschlichkeit des Menschen sowie seiner Endlichkeit als unumstößliches Gesetz akzeptiert. Hier aber drohen die Gefahren. Fragen, die im

Zusammenhang mit der Fortpflanzungsmedizin aufgeworfen worden sind, haben vorläufige und zum Teil noch nicht endgültige Antworten gefunden. Tatsache ist, daß „der Mensch sich angeschockt hat, nach dem Leben zu greifen“. Nach ärztlichem Standesrecht ist das Verfahren, der In vitro-Fertilisation im Homologensystem als vertretbar, im Heterologensystem dagegen nur in Ausnahmefällen zulässig. Ersatz- bzw. Leihmutterchaft werden abgelehnt. Forschungen an menschlichen Embryonen sind nach dem gleichen Recht unter bestimmten Bedingungen zulässig. Zwar dürfen menschliche Embryonen nicht mit dem Ziel der Verwendung zu Forschungszwecken erzeugt werden, eine Zulassung von Ausnahmen ist jedoch nicht auszuschließen. – Die Medizin hat den menschlichen Fötus als Organspender und Lieferanten von Körpergewebe entdeckt. Beispiele mögen zeigen, wie intensiv die daraus entstehenden negativen Anwendungen Menschen bedrängen und unser Gewissen wachrufen.

Im Jahre 1987 hat sich eine Amerikanerin in Kalifornien mit dem Sperma ihres Vaters befruchten lassen. Sie kam auf die Idee, nicht in Ermangelung eines anderen Mannes, sondern sie plante, den heranwachsenden Fötus zu einem günstigen Zeitpunkt abtreiben zu lassen, um dessen Gehirn zur Behandlung ihres an der Alzheimerschen Krankheit leidenden Vaters zu spenden. Bis jetzt ist nicht an die Öffentlichkeit gedrungen, was aus diesem Fall geworden ist. In Mexiko wurden Zellen aus Nebennieren in das Gehirn von Menschen implantiert, die an der Parkinsonschen Erkrankung leiden. Weltweit hoffen Menschen, daß ihnen mit solchen Methoden in ihrem Leiden geholfen wird. Es gibt Experten, die der Ansicht sind, daß Gewebe von Föten weit bessere Resultate erbringen könnten. Ich zweifle nicht, daß Forschungen in dieser Rich-

tung unternommen werden. Robert Gale, der sich der unglücklichen Strahlenpatienten von Tschernobyl annahm, ersetzte bei drei Strahlenopfern das zerstörte Knochenmark durch Leberzellen abgetriebener Föten. Menschliches Fötalgewebe soll zur letzten Rettung werden, nicht nur für Strahlenopfer und Parkinsonpatienten, sondern auch für Leukämiker und Diabetiker sowie für jene, die an bisher unheilbaren Erbkrankheiten wie Chorea Huntington (Veitstanz) leiden. – Statistiker haben errechnet, daß weltweit pro anno Tausende von Kindern zur Welt kommen mit Leberschäden, mit lebensbedrohlichen Mängeln des Immun- und Hormonsystems. „Überleben könnten diese Kinder nur mit gespendeten Organen von Föten, wie Neugeborene“, so Arthur Caplan im Journal of Bioethics. – In den USA wird der Mangel an Ersatzteilen von Föten beklagt, so, wie es uns an Nieren von Verstorbenen mangelt, um Menschen, deren Organe insuffizient geworden sind, durch solche noch funktionstüchtige zu ersetzen. – Vor Jahren schon gelang in Münster die Transplantation von Nieren von drei anenzephalischen Neugeborenen auf zwei Kinder und einen Fünfundzwanzigjährigen.

Die wenigen Beispiele demonstrieren, daß die möglichen medizinischen Indikationen Leben retten können, das ohne Organtransplantation verloren wäre. Drängende Anfragen werden laut! Hat der Mensch das Leben in seine Verfügung genommen? Wird der menschliche Organismus zum Ausschachtungsobjekt? Wem erweisen wir mehr Achtung, dem Lebenden oder der Leiche? Gibt es verbotene Gebiete in der Medizin? Können wir die Tür zur molekularen Analyse des Lebensprozesses, die durch die Molekularbiologie und Gentechnologie weit aufgestoßen worden ist, wieder schließen?⁸ Ist die Medizin in der Lage, die entstehenden Kon-

sequenzen auch nur entfernt abzuschätzen? Kann man eine unter Umständen neu entstehende Lebensform patentieren lassen und damit Eigentümerrechte erheben? Kann es einen Handel geben in der Produktion von Embryonen für organverbrauchende Experimente? Im Kölner Stadtanzeiger vom 4. 10. 1984 stand zu lesen: „Als französische Zöllner im März 1981 an der Grenze einen Kühltransporter aus der Schweiz kontrollierten, fanden sie eine makabre Fracht. Der Laster war mit tiefgefrorenen menschlichen Föten beladen – ‚Geburtsabfälle‘, wie auf dem Frachtbrief zu lesen stand“⁹. Absender war eine Firma aus Rumänien, Empfänger: französische Kosmetikhersteller. Im gleichen Jahre wurde in der Fernsehsendung „Report“ berichtet, daß ein Arzt an einer Städtischen Klinik Embryos und Föten heimlich an einen Laborservice verkauft hatte. In Santa Monica (Kalifornien) fanden Polizeibeamte in einem Container 500 Föten in Formaldehyd eingelagert, bestimmt für eine auf Schönheitsbehandlung spezialisierte Privatklinik. Absender war eine Abtreibungsklinik. Dokumentierte, schreckliche Mißbräuche, die in ihren Folgen nicht abzusehen sind.

Muß nicht angesichts solcher Vorkommnisse der Zusammenbruch jedweder sittlichen Verantwortung konstatiert werden? Hat Hans Jonas nicht recht, wenn er von „einem ethischen Vakuum“ spricht?¹⁰ Um so dringlicher werden die Fragen an die Medizin und an die Theologie gestellt werden müssen – und nicht nur an sie –, sondern an alle tragenden Gruppen der menschlichen Gemeinschaft. Molinski kritisiert, „daß in unserem Land medizinisch ethische Forschung und Diskussion unterentwickelt sind“.¹¹ Hat der naturwissenschaftlich-technische Fortschritt nicht die Eigenerkenntnisse verabsolutiert und ihnen sogar eine „gewisse religiöse

Weihe gegeben“, so lautet die Frage von A. Köberle¹².

Der entgötterte Mensch hat sich mit dem Schwinden seines religiösen Bewußtseins auf den Weg zu neuen Göttern gemacht. Eine dieser modernen Götzen sind absolute Gesundheit und Wohlbefinden. Der Mensch unserer Tage ist in der Lage, aufgrund des weltweit existierenden und funktionierenden Informationssystems jede sich bietende oder angebotene Möglichkeit zur Wiederherstellung seiner Gesundheit zu erfahren. Wo immer auch und wie immer auch Fortschritt gemeldet wird, der einem Menschen Heilung verspricht oder versprechen könnte, wird verständlicherweise auch nach Wegen zur Inanspruchnahme gesucht.

Arzt und Seelsorger begegnen nicht nur der Anfrage, sie erleben auch den Anspruch. Wer will es einem Kranken verdenken, daß er geheilt werden will. Man muß in die Augen des Kranken geschaut, seine Verzweiflung miterlebt, seine Ängste miterfahren haben, um zu wissen, was es bedeutet, wenn er seine Bitte vorbringt: „Hilf mir, ich habe gehört, daß es neue Möglichkeiten gibt“.

Alles, was Medizin leisten kann, was naturwissenschaftlich-technische Medizin in Fortschritten erreicht und im Begriff ist zu verwirklichen, wird akut und höchst aktuell in der Begegnung des Arztes mit dem Patienten. Nicht selten wird der Seelsorger gebeten, mit Ausschau zu halten nach alternativen Formen zur Heilung, wenn der Patient befürchtet, daß seine Bitte das Vertrauensverhältnis zum Arzt belasten könnte oder in Frage stellt. Erst in diesen Tagen fragte mich der Ehemann einer langjährigen Dialysepatientin verzweifelt, ob sich nicht die Möglichkeit schaffen ließe, für seine leidende Frau eine Niere zu kaufen. Er sei bereit, sein Haus zu veräußern, alles hinzugeben, um an eine Spenderniere heranzukommen. Er ha-

be gelesen, in Amerika gäbe es Nieren zu kaufen. – Ich betone noch einmal, man muß die Verzweiflung gesehen haben, die offenkundig miterlebte und die manchmal nur dem Seelsorger offenbarten persönlichen Ängste, um Menschen in ihren Anliegen zu verstehen. Erst dann wird man begreifen, daß Forscher alles daran setzen, um mit gespendeten Organen, von wem auch immer, Besserung oder sogar Behebung von Leiden zu erreichen. Der Gedanke an die Endlichkeit des Lebens ist im Augenblick der akuten Lebensbedrohung suspendiert. Der Mensch weiß um künstliche Apparaturen und um organische Mittel, die sein Leben fortsetzen sollen. Jedenfalls erhofft er es von ihnen.

H. Küng hat mit Sorge von der Möglichkeit einer Medizin ohne Menschlichkeit gesprochen¹³. Thieliicke u. a. ebenso. Diese Besorgnis ist gerechtfertigt, denn wenn der Mensch hinter die Apparatemedizin zurücktritt, ist das eigentliche Ziel, ihm die Humanität, die ihm gebührt, zu belassen, verfehlt. Eine so „versachlichte Medizin“¹⁴ aber, die den Arzt in die Rolle des Medientechnikers drängt, würde sein Selbstverständnis konterkarieren und den Patienten zum unkalkulierbaren Objekt für Menschenexperimente machen. A. Mitscherlich fragte: „Der Mensch – ein Werkstück“?¹⁵

So groß die Sorgen sind, wie gefährlich Medizin auch dem Menschen werden kann, so dürfen die Gefahren nicht den Blick dafür verstellen, daß wir in einen Strom hineingenommen sind, der uns zu neuen Ufern trägt. Die Freiheit der Forschung unter Wahrung der Menschenwürde muß bleiben, so hat die DFG mit Recht gefordert. Wir können dem nur zustimmen, denn die Forschung darf nie wieder in eine dogmatische oder ideologische Umklammerung geraten, die uns historisch bedingt dahin geführt hat, „daß sich die Naturwissenschaft verärgert und

enttäuscht von Theologie und Kirche löste“, wie A. Köberle treffend bemerkte¹⁶. Vom biblischen Gottesglauben her war es nicht notwendig, daß christliche Theologie und Kirche sich von vornherein in Opposition zu den Erkenntnissen der aufstrebenden Naturwissenschaften stellten. Man hätte frühzeitig naturwissenschaftliches Weltbild und biblische Botschaft unterscheiden können. Daß inzwischen das Gespräch neu begonnen hat, kann nur dankbar vermerkt werden, seitdem K. Heim, der große Tübinger Theologe, vor über 50 Jahren das Gespräch zwischen Christen und Naturwissenschaft kompetent zu führen begonnen hat¹⁷. Siebeck, Thieliicke u. a. haben dazu wegweisende Beiträge geliefert. Die Antworten, die sie versuchten, konnten zu ihrer Zeit Hilfen geben und auch schon Ansätze für die uns bedrängenden Sorgen liefern, denen wir uns ausgesetzt sehen. Dabei muß besonders das Verhältnis von Glaube und Wissenschaft bedacht werden. Das naturwissenschaftliche Denken wurde mit Recht zur Grundlage für neuzeitliche Forschung, Technik und damit auch für die Medizin, ist aber nur dann sinnvolle Grundlage, wenn man aus der Grundlage nicht das ganze Gebäude macht, und wenn man neben den naturwissenschaftlichen Methoden auch alle anderen wissenschaftlichen Methoden gelten läßt.

Aufgrund des Standes heutiger Wissenschaft wird nicht nur unser Denken und unser Lebensgefühl schlechthin davon beherrscht, es nötigt darüber hinaus zum Staunen und erscheint oft als Wunder der Natur, wie als Wunder der Technik. Einfach darum, weil es sich nicht mehr in die Eindimensionalität unseres herkömmlichen rationalen Denkens einordnen läßt. Der sogenannte „Nicht-Fachmann“ kann diese Wunder nur noch zur Kenntnis nehmen, die der Wissenschaftler in einem zwar rationalen aber außerordentlich dif-

ferenzierten Erkenntnisvorgang erforscht. Solange der Forscher sich dessen bewußt bleibt, hat er noch die Distanz zu dem von ihm Entdeckten. Er kann sich noch insoweit mit der Rationalität seines Denkens und dem von diesem Denken Erbrachten identifizieren, daß es für ihn der deutenden irrationalen Chiffre „wunderbar“ durchaus nicht bedarf.

C. F. von Weizsäcker beschreibt diese geistige Haltung, indem er darauf verweist, „daß sich im Gegensatz zu Galileo Galilei oder Newton heutige Wissenschaftler unter der Deutung der Naturgesetze höchstens eine hinzugebrachte Privatmeinung des eigenen Denkens vorstellen können. Kein guter Wille und kein religiöser Eifer kann diese Entwicklung rückgängig machen. Man kann die moderne säkularisierte Realität in der Tat in Begriffen beschreiben, die keinerlei Bezug zur Religion haben“¹⁸. Die Wirklichkeit ist vielschichtig und vieldimensional und dennoch eine Einheit. Es geht immer um die eine Wirklichkeit, die um des Menschen willen nicht aufgespalten werden darf. Es fragt sich aber, ob sich die Festschreibung auf die von der Naturwissenschaft ins Auge gefaßten Realitäten, die natürlich ihrerseits ebenfalls in versteckter Form eine bestimmte Metaphysik oder Ideologie und Wissenschaftsgläubigkeit mit einbezieht, durchhalten läßt; oder ob sich nicht durch die immer komplexere und sich folgenreicher erweisenden Forschungsergebnisse unsere Tage eine wieder offenere und bedürftiger zeigende religiöse Haltung in der Bedeutungszuweisung mit einschleicht. Eine solche Haltung macht es dem Theologen schwer, sich davon zu distanzieren und ihr mit einer „eigenen Identität“ zu begegnen. In keinem Fall darf und will der christliche Glaube das Unfaßbare und Wunderbare des von ihm Bezeugten mit dem von der Wissenschaft Erbrachten verwechselt sehen. Es kann aber auch

nicht im Interesse des Naturwissenschaftlers liegen, sein Gegenüber im Gespräch zu verlieren, wenn anders er nicht im Selbstgespräch introvertieren will.

Seitens der Theologie muß deutlich werden, daß sie von einer anderen letztgültigen Voraussetzung herkommt, aus einer anderen Dimension zu artikulieren versucht, die sich im voraus nicht berechnen und erwarten läßt. Das Spezifikum des Glaubens und des von ihm Bezeugten muß sich von sich aus erweisen. Das subjektive Deutungsbemühen durch das Bewußtsein des Glaubens fügt sich einer Sicht der Dinge, für die es keinen beweiskräftigen Grund und keine beweiskräftige Widerlegung gibt. Es wäre eine verhängnisvolle und zugleich falsche Alternative, Glauben gegen Beweis, Subjekt gegen Objekt zu setzen. Dagegen: Erfahrung gegen Erfahrung, Zeugnis gegen Zeugnis können im Gespräch zwischen Naturwissenschaft und Glauben aufeinanderstoßen.

Karl Barth hat für die Theologie die Leitlinie überzeugend formuliert: „Die Naturwissenschaft hat freien Raum jenseits dessen, was die Theologie als das Werk des Schöpfers zu beschreiben hat. Die Theologie darf und muß sich frei bewegen, wo eine Naturwissenschaft, die nur das und nicht heimlich eine heidnische Gnosis und Religionslehre ist, ihre gegebene Grenze hat“¹⁹. Soll es zu einem überzeugenden, für beide Seiten fruchtbaren Gespräch zwischen Naturwissenschaft und Glauben kommen, dann muß die Identität beider Seiten, wie freilich auch ihre jeweilige Bezogenheit aufeinander und ihre Verbindlichkeit füreinander, grundsätzlich deutlich sein. Dieses „Beieinander von Verschiedenen“²⁰ kann aber nicht im Vorgriff durch Ermittlung einer beide Seiten übergreifenden Denkebene erfolgen, sondern nur durch eine den Glauben weckende und ihn zustoßende Erfahrung von der Totalität einer Immanenz und Transzen-

denz, Natur und Geschichte, Kausalität und Kontingenz umspannenden Wirklichkeit. Natur und Kosmos als solche sind immer auch in ihren eindrucksvollsten Erscheinungen im Licht ihrer höchsten Differenziertheit, in ihrer tiefsten Durchsichtigkeit zum Offenen hin, für den Menschen da, zur Erfahrung und Erkenntnis. Der Mensch ist auf Sprache angewiesen. Von sich aus sind Natur und Forschungsergebnisse stumm. Erst im Bereich der Geschichte, in dem Gott durch Menschen und im Wort zum Verstehen und zum Deuten des Menschen spricht, findet auch das Reich der Natur für ihn seine Sprache und Auslegung. – Vom naturwissenschaftlichen Denken ist darum grundsätzlich Offenheit zu fordern, weil es auf die Lebenswahrheiten und die -probleme keine Antworten weiß. Nur ein sinnvolles kritisch-dialogisches Miteinander von Theologie und Naturwissenschaften, damit auch der Medizin, die nach Staudinger „ein integrierter Kosmos von Einzelwissenschaften ist“²¹, kann angesichts der einen Welt und des einen Menschen hier weiterhelfen.

Die von Wolfgang Huber vorgetragene These, daß die Theologie im geistigen Ringen um Fortschritt und Wissenschaft gegenüber den Naturwissenschaften nur die Rolle eines „Hofnarren“ spielen könnte, der die unbequeme Wahrheit gegenüber den beherrschenden Naturwissenschaften ausspricht, vermag ich aus folgenden Gründen nicht zu teilen:

1. Die Rolle des Hofnarren ist eine unverbindliche, auch wenn unangenehme Wahrheiten dadurch noch so treffend publik werden.

Theologie aber gibt der letzten Verbindlichkeit Ausdruck gegenüber der denkbar letzten Instanz, vor der menschliche Entscheidungen nicht nur in der Zeitlichkeit, sondern auch in der

Ewigkeit verantwortet werden müssen.

2. Alle Wissenschaften – die Theologie miteingeschlossen – haben keinen Herrschaftsauftrag, sondern dienende Funktion.

Theologie bestreitet, daß irgendeine immanente Instanz zu einer autonomen Herrschaft über den Menschen antreten könnte und begegnet solchen möglichen Ansprüchen mit einem fröhlichen Unglauben an die Möglichkeit des Gelingens eines solchen Unternehmens. Mit ihrem akzentuierten Wissen um die Radikalität der Vorläufigkeit menschlicher Existenz beschreibt sie das Vorletzte aller menschlicher Wissenschaften auch das ihrer selbst. Somit macht sie die Differenz zwischen dem Bedingten und Unbedingten sichtbar. Damit bewahrt sie die Wissenschaften vor der eigenen Vergötzung ihrer selbst und öffnet ihr den Blick für die geschenkten Freiräume im Rahmen der Zeit.

Ich möchte die Theologie in der Rolle eines Vorreiters und Begleiters sehen, der zu dem dankbaren Dienst an Gottes Geschöpfen ermuntert, indem sie die Herrlichkeit der Schöpfung aufzeigt und im Zuspruch die Treue des Schöpfers transparent macht, gleichzeitig aber auch den Anspruch anmeldet, daß alles Mitgeschöpfliche ein Recht auf Barmherzigkeit durch den Menschen hat.

Arzt und Seelsorger begegnen dem kranken Menschen, indem sie auf unterschiedlicher Weise und vom jeweiligen eigenen Ansatz her eine Menge von Daten, Fakten, Sorgen und Ängsten, Hoffnungen und Zweifeln erfahren. Wieviel das auch sein mag, es wird stets sektoral bleiben und nie den ganzen Menschen erfassen. Der Arzt gilt heute darum als kompetent, weil er die medizinische Wissenschaft und

Technik repräsentiert. A priori wird von ihm erwartet, daß er auf dem neuesten Stand Zugang zu allen medizinischen und technischen Hilfen hat, oder sie zumindest zu beschaffen weiß, so daß für den Patienten alle Hoffnungen eröffnet werden. Die Autorität des Arztes ist durch seinen Beruf garantiert. Dies kann für den Seelsorger so nicht gesagt werden. In früheren Zeiten kam ihm eine Autorität zu, die von seinem Amt getragen wurde. Seine Position war in der eines Vertreters der Kirche klar gestellt. Die Leistungen, die er zu erbringen hatte, waren keineswegs ausschlaggebend für die Geltung, in dem dieser Beruf stand. – Der Wandel ist unverkennbar. Die Position, die ein Seelsorger im System einer Klinik einnimmt, als der eines Außenseiters ist zu einer Sache der Persönlichkeit geworden. Dies aber eröffnet einzigartige Chancen zu einer neuen Begegnung zwischen Medizin und Theologie, als auch Arzt und Seelsorger sowie dem kranken Menschen.

Alles ärztliche Handeln ist ethisches Handeln, denn es greift in das Leben des Menschen ein und wirkt an dessen Gestaltung mit. Darum gilt der hippokratische Eid als Basis des ärztlichen Berufes und gibt auch heute für die beruflichen Anordnungen Leitvorstellungen, die ihre Interpretation auch unter den gegenwärtigen Anfragen finden können. Alle nachfolgenden Konzeptionen für ethisch-ärztliches Handeln stellen in Anlehnung an Hippokrates Leitsätze dar, nämlich, daß das Leiden des Kranken beseitigt, und wo dies aussichtslos ist, zumindest gemildert wird. Unter dem Eindruck der Möglichkeiten, auch wenn sie zum Teil vorerst theoretisch entstehen, ist von vornherein deutlich, daß der Arzt nicht in die Position des Richters gedrängt werden darf, der bestimmt, wer leben darf und wer nicht. Darum ist allen – wie immer auch begründeten – Unternehmungen in der aktiven Sterbehilfe nur

eine eindeutige Absage zu erteilen. Wer als Kranker dem Arzt begegnet, muß die uneingeschränkte Gewißheit haben, daß er seinem Arzt und Helfer, aber nicht seinem Mörder gegenübertritt. Die jüngst erst wieder vorgetragenen Auffassungen, die sich in den Namen „humane Sterbehilfe“ kleiden, aber „aktive Sterbehilfe“ meinen, heben fundamentale Grundsätze des menschlichen Zusammenlebens auf und leisten damit ihren Beitrag zur Zerstörung der menschlichen Gesellschaft. Sie führen m. E. in einen Zustand, in dem letztlich keine Rechtssicherheit mehr besteht.

H. G. Lasch hat in seinem Vortrag: „Der Arzt und das Sterben“ lapidar formuliert: „Aktive Euthanasie – das ist der Tod auf Verlangen durch eine tödliche Spritze oder zur Verfügungstellung von Gift – zerstört das Arzt-Patientenverhältnis“. Lasch hat gleichzeitig in diesem Vortrag auf den schwierigen Weg einer „persönlichen Medizin“ hingewiesen, der immer ein stiller Weg bleiben muß, der nicht in das Rampenlicht der Öffentlichkeit gehört²². Wenn heute die absolute Mehrheit aller Patienten im Krankenhaus verstirbt, davon 60% allein auf Intensivstationen, so ist der Arzt im Hinblick auf den Einsatz der technischen Medizin noch einmal mehr gefordert.

Mehr denn je entstehen Grenzsituationen, in denen der Arzt zu entscheiden hat, ob Therapie fortgesetzt, oder bei Ausweglosigkeit abgebrochen werden muß. Auf einer Intensivstation ist die tägliche Begegnung mit dem Tod ein integrierender Bestandteil ärztlichen und pflegerischen Dienstes. In den allermeisten Fällen sind es junge Menschen, die mit den Anforderungen, die die naturwissenschaftlich-technische Medizin verlangt, den Dienst auf Wach- oder Intensivstationen tun müssen. Dies gilt sowohl für die Ärzte als auch für den pflegerischen Dienst. In aller Regel sind sie für die Begegnung mit der

letzten großen Krise des menschlichen Lebens nicht oder nur unzureichend gerüstet. Es hat nicht an Horrorberichten über Intensiv- oder Wachstationen gefehlt. Begnungen des Seelsorgers mit denen, die auf diesen Stationen tätig sind, lehren aber, daß Menschen mit großem Einsatz die Dienste leisten, die kranken Menschen in Extremsituationen zur Hilfe werden sollen. Der Arzt, der unter ständiger Maximal-Beanspruchung seinen Dienst tun muß, ist bis in die Tiefe der eigenen Persönlichkeit gefordert. Es hat nicht an Stimmen gefehlt, die Zweifel angemeldet haben, ob Intensivmedizin überhaupt gefordert werden darf, ob nicht mit der Lebensverlängerung auch u. U. Leidensverlängerung erkaufte wird. Die Verantwortung, die sich daraus ergibt, die der Arzt nur allein zu tragen hat, stellt Tag für Tag neue Anforderungen. Hier hilft kein noch so perfekt ausgeklügeltes ethisches System, selbst wenn es kasuistisch bestens geregelt wäre. Darum muß alles getan werden, was zur Stärkung der ärztlichen Verantwortung dient. Der Tod als das Ende irdischen Lebens wird heute nicht mehr als selbstverständlich hingenommen, auch nicht als unabänderbar, seitdem die modernen medizinisch-technischen Mittel die Grenze des Lebens manipulierbar gemacht haben. Der Mensch unserer Tage will sich mit der Grenze des Lebens nicht abfinden, ist er doch in der Lage, die Grenzen dieser Welt zu überschreiten und ferne Himmelskörper anzufliegen. Er hat die scheinbare Grenzenlosigkeit des Universums entdeckt und strebt sie auch bei sich selbst an. Die ärztliche Kunst aber wird immer ihre Grenzen erfahren, weil ärztliches Handeln im Vorläufigen angesiedelt ist und niemals für jeden letztlich einsichtig und ausweisbar sowie unanfechtbar sein kann. Immer wird ihm die Zwiespältigkeit anhaften, die menschlichem Handeln eigen ist.

Der Seelsorger, der in einer Klinik tätig ist, trifft auf Menschen, die die Imperfektion menschlichen Lebens und Wesens in extremer Weise erfahren. Selbstgeprägte oder erworbene Wertvorstellungen des Lebens geraten unter den Druck beherrschbarer oder nicht mehr beherrschbarer Krankheiten oder zerbrechen an Schicksalsschlägen, wie Unfällen oder deren Folgen, oder schweren seelischen Krisen. Die Verdrängungsmechanismen greifen nur bis zu einem gewissen Punkt und nötigen den Menschen zur Stellungnahme. Eingebildete Sicherheiten erweisen ihre Leere, offenbaren sich als nur getarnte Unsicherheiten. Selbstverständlichkeiten, wie das Funktionieren der Atmung, die Mobilität der Extremitäten, die Funktionsfähigkeit der Sinne erweisen ihre Nichtselbstverständlichkeit und tragen zur psychischen Instabilität bei. Die Fragen nach dem Sinn des Lebens, manchmal von fern gehört, allzu oft aber unterdrückt, melden sich unüberhörbar zu Wort, lassen im Krankenhaus zum ersten Mal die Hohlheit eigenen Tuns und Lassens erkennen, den vermeintlichen Anspruch auf Gesundheit zerfallen und das Angewiesensein auf menschliche Hilfe erfahren. Arzt und Seelsorger müssen sich den Anfragen stellen, einmal auf mögliche Wiederherstellung der Gesundheit, zum anderen nach dem Warum und Wozu von Krankheit und Leiden. Damit aber kommt die Dimension mit ins Spiel, die der Theologe zu vertreten hat. Der Mensch lebt zwar zunächst in der endlichen Dimension und kann nur mit den Kategorien seines endlichen Denkens und Fühlens seine Situation begreifen. Sein Woher und Wohin ist ihm unbekannt; er kann den Ursprung seiner Existenz nicht erfassen und das Ziel seiner Existenz auch nicht aus sich selbst erfahren. Er weiß ebensowenig, was es für einen Sinn hat, daß er als leibliches Wesen auf dieser Erde lebt. Die Ratlosigkeit, die

den Menschen gerade dann bedrückt, wenn er in die Krise der leiblichen Existenz gerät, wenn die körperlichen Funktionen eingeschränkt, bestimmte Systeme oder Subsysteme ausfallen, macht deutlich, daß der Mensch in der Frage nach sich selbst eine offene Frage ist. Dem Theologen fällt die Aufgabe zu, den Sinnzusammenhang herzustellen, daß der Mensch als ein geist- und vernunftbegabtes Wesen in der Lage ist, ein Wort zu verstehen, das menschlich nicht erdacht und erfunden worden ist, sondern durch Offenbarung gewonnen wurde. Der Seelsorger als Träger dieses Wortes ist damit auch Künder jener anderen Dimension, die den Menschen als Geschöpf verstehen läßt und als Eigentum eines anderen ausweist. Seelsorge ist dazu da, dem in der Krise lebenden Menschen, in die er durch Krankheit, Leiden und Erkennen des personalen Vergänglichkeitsprozesses hineingeraten ist, zu verkünden, daß er nicht eine Laune der Natur ohne Sinn und Ziel ist. Er ist Gottes Geschöpf, das in der Vorläufigkeit seiner irdischen Existenz auf menschlich nicht verstehbaren Wegen geführt zu einem endgültigen Ziel der Vollendung unterwegs ist, unter der Bejahung der Zwielfichtigkeit und unter Verzicht auf die letzte Durchschaubarkeit und endgültige Klärung des eigenen Lebensprozesses in der Immanenz. In diese Realität der Geschöpflichkeit und Zerbrechlichkeit der Existenz trägt die Seelsorge jene andere Dimension, die begründete Hoffnung, daß durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten dem unbehausten und unversöhnten Menschen eine neue Existenz totaliter aliter verheißen ist, die ihn von der Angst und Sorge um die eigene Existenz freisetzt und zu einem Handeln befähigt, das ihn die Zerbrechlichkeit menschlicher Existenz bejahen und annehmen, aber auch mit Hoffnung erfüllen läßt. Krankheit ist nicht blindwütiges Schick-

sal, Leiden nicht eine Waffe des Schöpfers. Beides sind Stationen auf dem Weg zur Vollendung. Seelsorge aber ist nicht nur Verkündigung, sondern auch Lebenshilfe. Beratende oder auch therapeutische Seelsorge sind Konzepte, deren Inhalte mithelfen wollen, menschliches Leid zu verringern oder zu einem besseren Gelingen des Lebens mit dem Spezifischen der Botschaft Jesu beizutragen. Die durch Krankheit und Leiden entstandenen und zu bewältigenden Konflikte sind individuell different und müssen, wie jedem einseitig, individuell aufgearbeitet und einer Lösung zugeführt werden. „Seelsorge ist zwar kein ärztliches Handeln, aber es ist diesem benachbart“²³ (so Thielicke).

Zwar bedarf es bei der Konfliktbewältigung nicht unbedingt des Evangeliums. Es gibt eine Vielzahl von notwendigen und nicht notwendigen Auseinandersetzungen in einer Klinik, die rational lösbar sind. „Wenn es aber um jene Konfliktproblematik geht, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Menschen betreffen, so kann jene Dimension nicht ausgespart bleiben, die den Menschen in seiner Sinnkrise erfaßt und vom Vorletzten zum Letzten hinführt“²⁴. Insofern ist Seelsorge auch stets zugleich diakonisches Handeln und muß die Sorge um den menschlichen Leib mit einschließen. Dies ist nur in enger Kooperation mit dem Arzt möglich, und es ist einleuchtend, daß Heil und Heilung, Heil und Wohl nicht die Diesseitigkeit des Menschen ausklammern, sondern hic et nunc die Situation des Menschen im System einer Klinik erfassen und viele von ihm ausgehenden klinischen Fragestellungen aufnehmen, um die auf ihn gerichteten diagnostischen und therapeutischen Maßnahmen zu verstehen. Der Mensch, der als Patient unsere Kliniken aufsucht, sieht sich einem diagnostischen und therapeutischen Apparat ohnegleichen ausgesetzt. Verständlich, wenn ihn Ängste be-

fallen, ob ihm wirklich geholfen werden kann, ob er dem Streß moderner Medizin gewachsen ist, ob er sich verständlich machen kann, ob er die Sprache derer, die sich mit ihm befassen, auch versteht. Kein Zweifel, daß Arzt und Seelsorger in der persönlichen Medizin als auch in der persönlichen Seelsorge eine große Verpflichtung übernehmen. „Weites und tiefes Verständnis für das menschliche Leben in all seinen Verbindungen und Verbindlichkeiten, umfassende Menschenkenntnis, aber vor allem auch aufrichtige Hingabe und voller Einsatz sind unerläßlich“²⁵. So hat es R. Siebeck formuliert. Es gilt heute wie damals.

Angesichts des medizinisch-technischen Fortschritts werden Arzt und Seelsorger zu Anwälten des Lebens. Der Arzt ist nicht nur ein Wissender und Weisender, er muß auch ein Verstehender, ein Einfühlender auch als Spezialist sein. Er begegnet in dem Patienten nicht einem Objekt seiner naturwissenschaftlich medizinisch-technischen Kenntnisse und Erkenntnisse, er handelt an sich selbst; denn der Patient ist immer auch ein Stück seiner selbst. Der Seelsorger ist in vieler Hinsicht Mitwissender, aber er ist nicht Weisender, sondern *Hinweisender* und Helfer zugleich. Er muß auf die Stimmen, die an ihn herangetragen werden, hören, die Stimme des Patienten und zugleich auch die Stimme des Arztes, wie wohl er im Konzert derer, die am Patienten zu dessen Heilung wirken, mitten drin und zugleich doch wieder Außenseiter bleiben muß. Da er Träger der anderen, der ganz anderen Dimension ist, ist er in der Lage, im Zusammenbruch von Hoffnungen und Erwartungen Helfer zu sein, verschüttete Ziele wieder aufzudecken, neue zu erkennen, um so in einem Verstehensprozeß Angebote zu machen, warum und wozu es sich zu leben lohnt, warum auch im Leiden noch Sinn zu finden ist, daß auch ein partieller Erfolg der

Therapie mit Dank akzeptiert werden kann, der Tod nicht Ende, sondern Durchgang zum Leben ist.

Seelsorge, die ihr „Ja“ zu den Forschungsbemühungen des Menschen sagt, ihr „Ja“ auch zu den Fortschritten der Medizin zu artikulieren weiß, sagt nicht nur ja zu den Erfolgen, sondern steht auch zu den unvermeidbaren Irrwegen und Niederlagen. Dies bedeutet auch ein demütiges „Ja“ zu den erkennbaren Grenzen. Es ist Sache der Seelsorge – weil Theologie kein steriles Denksystem darstellt und nicht von Behauptungen oder Beweisen lebt, sondern vom Hören –, daß sie verständlich macht, daß alle Forschungen und auch die in der Medizin umgesetzten Ergebnisse zur Diagnostik und Therapie innerhalb des vergehenden Äons stattfinden. Die Enttäuschung, daß der Tod durch keine noch so perfekte Forschung aufzuheben ist, führt zur Vergötzung der Diesseitigkeit und auch zum Anspruch auf Totalvereinnahmung von Wissenschaft und Technik und damit auch der Medizin auf ungehinderten Lebensgenuß. Seelsorge dient dem Menschen, indem sie mit Nachdruck der unbequemen Stimme der Endlichkeit allen Wissens und Könnens Ausdruck verleiht. Sie setzt die Leuchtfeuer der Hoffnung, daß das Vorläufige durch Neues und damit Endgültiges abgelöst wird. Darum darf die Forschung den befreienden Klang des Evangeliums hören.

Der Seelsorger wird sich darum auch nicht an Gemälden beteiligen, die moderne Medizin als Horrormedizin zeichnen. Das Evangelium befreit zur Sachlichkeit. Begründete Zweifel schaden der Sache nicht! Schon Hermann Hesse hat gesagt: „Nur die Unentwegten und die Naiven ertragen unsere Zweifel nicht“²⁶. Ebenso wenig wie der Arzt – wie schon gesagt – nicht in die Position des Richters gedrängt werden darf, ebensowenig darf der Seelsorger dazu werden. Er wird ein Wächter

sein und bleiben müssen, aber als solcher ein dienender, der ermutigt, die Schöpfung zu entdecken, das Einzigartige und das Gesetzmäßige, das Unwiederholbare und das täglich Neuwerdende.

Um den Dienst sowohl ärztlich als auch seelsorgerlich am Kranken leisten zu können, bedarf es nach H. G. Lasch immer mehr des Wissens. Er hat es so formuliert: „Wir müssen immer mehr wissen, damit wir immer besser mit Komplikationen fertig werden“. Um dem Elend des Menschen, seinen tausendfachen Erkrankungsmöglichkeiten aufzuhelfen, bedarf es neuer Wege. Diese aber müssen auch in ihren Konsequenzen bedacht werden. Max Born hat bereits vor 20 Jahren darauf hingewiesen, daß „der naturwissenschaftliche Aufstieg einer der größten intellektuellen Leistungen der Menschheit ist“, daß aber gleichzeitig die bange Sorge besteht, daß die Menschheit „zu einer Herde von stumpfen törichten Kreationen degenerieren könne unter der Tyrannei von Diktatoren, die sie mit Hilfe von Maschinen und elektronischen Computern beherrschen“²⁷. Zwar hat sich diese Sorge bisher so nicht erfüllt, Gott sei Dank, aber die Gefahren sind nicht von der Hand zu weisen. Alles, was Naturwissenschaft und damit auch die Medizin an Gütern hervorbringen, fordert zur Bewertung heraus. Damit müssen aber auch Entscheidungen getroffen werden. Das Problem stellt sich so, daß die Fortschritte, die in der Forschung erzielt werden, die ethischen Reflektionen auslösen. Fortschritte aber treten schneller ein als die Entwicklung ethischer Normen. Jede neue Ethik erwächst aus der ständigen Konfrontation des Menschen mit seinen Erkenntnissen und Errungenschaften und sich den daraus ergebenden Möglichkeiten. „Eine solche Ethik kann nicht mehr verantworten als den Schritt, den der Mensch gerade zu tun im Begriff ist“²⁸.

Albert Einstein sagte einmal am Ende seines Lebens: „Wir leben in einer Zeit vollkommener Mittel, aber verworrener Ziele“. Es bedarf der Anstrengung aller, um in den Herausforderungen durch den naturwissenschaftlich-technischen Fortschritt Auswege zu suchen. Die Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland ist in ihren Wertungen, Beurteilungen und Empfehlungen einen klugen Weg gegangen, indem sie mit Nachdruck an die Gottebenbildlichkeit des Menschen und an den Ursprung allen Lebens in Gott erinnert, sowie auf die Versuchung hinweist, „die Erfolge und den Nutzen von Wissenschaft und Technik zu Lasten der übrigen Schöpfung durchzusetzen und der mitgeschöpften Welt ihr Daseinsrecht zu rauben. Diese Entwicklung richtet sich gegen den Menschen selbst“²⁹. In ihrer Kundgebung zeigt sie aber auch den Weg auf, um miteinander im Gespräch zu bleiben und bittet die Ethikkommissionen, daß in ihnen „unmittelbar Beteiligte und Nichtbeteiligte vertreten sein sollen“. Sie weist Naturwissenschaftler und alle, die Entscheidungen über das Leben zu treffen haben, auf die Kraft des Gebetes hin.

Vor Ort sind Arzt und Seelsorger diejenigen, die ihren Auftrag an kranken und leidenden Menschen wahrzunehmen haben. Sie stehen nicht vor theoretischen, damit unpersönlichen Konzepten, sondern vor dem Menschen. Ihre Handlungen und Beratungen geschehen Auge und Auge mit dem Menschen, der sie ertragen und aushalten muß. Nur allzu oft führen sie in kaum lösbare Konflikte. Arzt und Seelsorger sind durch die rasante Entwicklung mehr denn je aufeinander angewiesen. Es geht um eine neue Verantwortung. H. Jonas hat auf die Aufgaben der Verantwortung zwischen Geburt und Tod des Menschen in den beiden Grundgegebenheiten der biologischen Ordnung hingewiesen und gesagt, daß „sie mit der ganzen Last

des allgemeinen Menschenloses und der Unsicherheit unseres Wissens und der Sinne des Menschen daseinsbelastet sind, daß wir unsere letzten Glaubensquellen anrufen müssen“³⁰.

Hier kann uns Albert Schweitzer wieder neu helfen, für den die Ehrfurcht vor Gott gleichzeitig die Ehrfurcht vor dem Leben war. Aus dieser Verantwortung sind wir nicht entlassen. Sie in den täglichen großen und kleinen Anforderungen in einer Klinik zu realisieren, sind wir alle als Ärzte und Seelsorger neu gefordert.

Anmerkungen

- ¹ *Fromm, Erich*, Haben oder Sein, München 1981, S. 13.
- ² a.a.O., S. 13.
- ³ a.a.O., S. 13.
- ⁴ *Nüchtern, Ernst*, Therapie und Theologie, Dt. Pfarrerblatt 11/1967, S. 459.
- ⁵ *Gross, Rudolf*, Der Arzt zwischen Naturwissenschaft und Humanität. In: 100 Jahre Deutsche Gesellschaft für Innere Medizin, die Kongreß- und Eröffnungsreden der Vorsitzenden 1882–1982, herausgegeben von *H. G. Lasch* und *B. Schlegel*, München 1982, S. 929.
- ⁶ *Schöllmerich, Paul*, 100 Jahre Deutsche Gesellschaft für Innere Medizin, a.a.o., S. 893.
- ⁷ *Manstein, Bodo*, Im Würgegriff des Fortschritts, Frankfurt 1961.
- ⁸ *Diehl, Volker*, Vortragsmanuskript: Ethische Konflikte in der Medizin, Köln 1984, S. 3
- ⁹ *Quoivin, Marianne*, Handelsware Embryo. In: Kölner Stadtanzeiger vom 4. 10. 1984.
- ¹⁰ *Jonas, Hans*, Das Prinzip Verantwortung, Frankfurt am Main 1987, S. 57.

- ¹¹ *Molinski, Waldemar*, Ethische Konflikte bei chirurgischen Entscheidungen aus der Sicht der katholischen Moraltheologie. In: Deutsche Gesellschaft für Chirurgie, Mitteilungen 1987, S. 126.
- ¹² *Köberle, Adolf*, Heilung und Hilfe, Moers 1985, S. 15.
- ¹³ *Küng, Hans*, Ewiges Leben, München, Zürich 1983, S. 193.
- ¹⁴ a.a.O., S. 193.
- ¹⁵ *Mitscherlich, Alexander*, Der Mensch ein Werkstück. In: Der Spiegel 38, Hamburg 1978.
- ¹⁶ *Köberle, Adolf*, a.a.O., S. 14.
- ¹⁷ *Heim, Karl*, Der evangelische Glaube und das Denken der Gegenwart, Hamburg 1953–1958.
- ¹⁸ *Weizsäcker, Carl Friedrich von*, Tragweite der Wissenschaft, Stuttgart 1964, S. 128.
- ¹⁹ *Barth, Karl*, Kirchliche Dogmatik, Zürich 1947, III,1 Vorwort.
- ²⁰ *Hübner, Jürgen*, Theologie und biologische Entwicklungslehre, München 1966, S. 317.
- ²¹ *Staudinger, Hans Jürgen*, Festvortrag zum Internistenkongreß, Wiesbaden 1975.
- ²² *Lasch, Hans Gotthard*, Der Arzt und das Sterben. In: Gießener Universitätsblätter, Heft 1/1985, S. 15.
- ²³ *Thielicke, Helmut*, Theologische Ethik II/1, Tübingen 1955, S. 171.
- ²⁴ *Rössler, Dietrich*, Der Arzt zwischen Technik und Humanität, München 1977, S. 93.
- ²⁵ *Siebeck, Richard*, Persönliche Medizin. In: *W. Pressel*, Umgang mit Kranken, Stuttgart 1960, S. 81.
- ²⁶ *Hesse, Hermann*, Das Lied des Lebens, ausgewählte Gedichte, Frankfurt (Main) 1987, S. 181.
- ²⁷ *Born, Max*, Erinnerungen und Gedanken eines Physikers, N. Universitas J. 23, Heft 3, S. 276.
- ²⁸ *Alner, Günter*, Den neuen Menschen planen, Ev. Kommentare 1972, S. 265.
- ²⁹ Synode der EKD, Zur Achtung vor dem Leben, Maßstäbe für Gentechnik und Fortpflanzungsmedizin, Berlin 1987, S. 6 und 7.
- ³⁰ *Jonas, Hans*, Technik, Medizin und Ethik, Frankfurt (Main) 1987, S. 160.

Ursachen und Wirkungen des Börsenkraches

1. Das Ereignis

Am Montag, dem 19. 10. 1987, kam es an der New Yorker Börse zum größten Kurseinbruch, den die Wall Street seit der Weltwirtschaftskrise erlebte. Der Dow-Jones-Index, der die wichtigsten amerikanischen Aktien umfaßt, sank um 508 Punkte von 2246 auf 1738, was einem Kursrückgang von 23% entspricht. Im Gefolge dieser Entwicklung an der Wall Street verzeichneten alle Börsen der Welt, von Europa über Japan bis nach Hongkong und Sidney, alarmierende Kurseinbrüche, so daß der 19. 10. 1987 als „Schwarzer Montag“ in die Börsengeschichte einging. In Frankfurt fiel der Commerzbank-Index um 207 Punkte (11%) von 1876 auf 1669; der Nikkei-Index in Tokio gar um 4456 Punkte (17%) von 26 366 auf 21 910.

Gleichzeitig verlor der schon vorher sehr niedrige Dollar substantiell an Wert gegenüber allen wichtigen Weltwährungen mit der Folge, daß seitens der Zentralbanken und Regierungen hektische, zum Teil kontroverse, inhaltlich wenig aufeinander abgestimmte währungspolitische Aktivitäten entfaltet wurden.

Kursverluste an allen wichtigen Börsen prägten auch in der Folgezeit das internationale Finanzgeschehen, in Frankfurt sank der Commerzbank-Index bis zum 30. 12. 1987 von 1669 auf 1299, was einer nochmaligen Reduktion der Aktienkurse um 22% entspricht. Erst zu Beginn des Jahres 1988 setzten weltweit zum Teil kräftige Kurserholungen ein; in Tokio lag der Nikkei-Index am 27. 4. 1988 mit

27 191 Punkten wieder deutlich über seinem Wert vor dem „Schwarzen Montag“.

2. Ursachen

Die bis heute anhaltende intensive Diskussion über die Ursachen dieses „Oktober-Crashes“ enthält so viele verschiedene Argumente und Aspekte, daß sie hier in toto unmöglich alle angesprochen werden können; eine Beschränkung auf die wirklich wichtigen Faktoren ist angebracht.

Generell läßt sich sagen, daß derart massive Kurseinbrüche nur dann auftreten, wenn es in dem betreffenden Land zu einer ausgeprägten Rezessions- bzw. Depressionserwartung kommt. Auslösendes Element für den Wall-Street-Crash vom Oktober 1987 war die Erwartung einer Rezessionsentwicklung in den USA. Zu einer weltweiten gleichgerichteten Reaktion kam es deshalb, weil andere (insbesondere exportorientierte) Länder im Falle einer Rezession in der größten Volkswirtschaft der Welt eine drastische Senkung ihrer Exporte und damit eine heimische Depression befürchteten. Das geflügelte Wort: „If America sneezes the rest of the world gets a cold!“ fand hier empirische Bestätigung.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen läßt sich eine Ursachenanalyse des „Crashes“ durch die Frage präzisieren: Wodurch kam es im Oktober 1987 zu einer massiven Rezessionserwartung in den USA, obwohl die amerikanische Volkswirtschaft bei niedrigen Inflations- und Unterbeschäftigungsraten ein befriedigendes Wachstum aufwies?

Der Schlüssel zur Beantwortung dieser Frage liegt in folgender Konstellation: seit 1980 konsumiert die amerikanische Volkswirtschaft (also Private und Staat zusammen) mehr als sie produziert. Eine allseits sichtbare Konsequenz dieses Ungleichgewichts ist die Entwicklung der US-amerikanischen Nettoverschuldung gegenüber dem Ausland. Besaßen die Amerikaner Ende der 70er Jahre noch Nettoforderungen gegenüber dem Ausland in Höhe von ca. 600 Mrd. Dollar, so befanden sie sich Ende 1987 mit ca. 400 Mrd. Dollar Nettoauslandsschulden in der Position des größten Schuldnerlandes der Welt. Beim Fortschreiten dieser Entwicklung ist anfangs der 90er Jahre mit amerikanischen Nettoauslandsschulden von über 1 Billion Dollar zu rechnen.

Eine weitere unmittelbare Folge obiger Konstellation ist eine chronische defizitäre amerikanische Handelsbilanz. Notwendigerweise muß die positive Differenz zwischen Konsum und Produktion netto importiert werden, so daß die amerikanischen Importe den Export übersteigen. Die damit einhergehende passive amerikanische Handelsbilanz reduziert die Nettonachfrage nach Dollars, so daß ein permanenter Abwertungsdruck auf den Dollar entsteht.

Als Ursachen für diese fundamentale Ungleichgewichtssituation sind vor allem zwei Faktoren zu nennen: zum einen lag der private Konsum in den USA während der 80er Jahre auf einem sehr hohen Niveau. Amerikaner konsumieren im Schnitt weit über 90% ihres Einkommens. Im Vergleich dazu sind die entsprechenden Konsumquoten in Deutschland (zwischen 80% und 90%) und besonders in Japan (ca. 70–80%) erheblich niedriger. Nicht von ungefähr fällt deshalb gerade Deutschen und Japanern die Rolle zu, den zu hohen amerikanischen Konsum durch Exportüberschüsse zu ermöglichen.

Der noch wichtigere zweite Faktor besteht in dem enormen Anstieg des staatlichen Konsums in den USA, hervorgerufen durch die Aufblähung des amerikanischen Budgetdefizits. Trotz aller erklärten Bemühungen zur Konsolidierung der US-amerikanischen Staatsfinanzen seitens der Reagan-Administration wuchs die Neuverschuldung des Staates stetig an und erreichte zwischen 1984 und 1987 absolute Rekordwerte.

Fragt man nach Auswegen aus dieser Situation, die durchweg während der 80er Jahre bestand und allen Verantwortlichen schon vor dem Börsenkrach bekannt war, so bieten sich grundsätzlich vier Alternativen an:

(1) Die erste Möglichkeit besteht in einer Reduzierung des US-amerikanischen Budgetdefizits, wodurch die eigentliche Ursache des Ungleichgewichts beseitigt wäre, da durch die Eliminierung der schuldenfinanzierten Staatsausgaben der amerikanische Gesamtkonsum über eine Einschränkung des Staatskonsums mit der amerikanischen Produktion ins Gleichgewicht gebracht und damit das Handelsbilanzdefizit reduziert werden könnte. Erfahrungen aus vielen anderen Ländern zeigen jedoch, daß über mehrere Perioden hinweg entwickelte hohe Staatsdefizite nur sehr langsam und oft nicht ohne Erschütterung des Wirtschafts- und Währungssystems abbaubar sind. So demonstrieren denn auch Prognoserechnungen für die USA, daß eine Eliminierung des Budgetdefizits selbst unter optimistischen Annahmen frühestens Mitte der 90er Jahre gelingen kann. Natürlich bleibt festzuhalten, daß jede Verminderung des Defizits das oben skizzierte US-amerikanische Dilemma entschärft.

(2) Ein zweiter Ausweg liegt in der Inflationierung der amerikanischen Wirtschaft, wodurch die private und öffentliche Nachfrage real entwertet und somit

reduziert würden. Für den Staat ergäbe sich zusätzlich eine reale Entwertung seiner Verschuldung, wodurch die realen Zinsinkommen der Privaten absinken würden. Dies hätte dann nochmals eine Verminderung der privaten Nachfrage zur Folge.

Das Beschreiten dieses Auswegs war und ist heute für die konservative Reagan-Administration sowie für die amerikanische Zentralbank kaum eine Alternative. Zum einen war Antiinflationspolitik für Staat und Zentralbank in den USA erklärtes und erfolgreich verfolgtes Ziel erster Priorität in den 80er Jahren. Eine Inflationierung müßte zwangsläufig zu einem signifikanten Verlust an Glaubwürdigkeit führen. Zum anderen sind die vorhersehbaren langfristigen Effekte einer Inflationspolitik äußerst negativ: durch den Aufbau von Inflationserwartungen besteht die Gefahr einer späteren Rezession aufgrund volkswirtschaftlicher Kosten der Inflation und besonders dann, wenn eine Umkehr zu einer preisstabileren Politik erfolgen soll.

(3) Eine dritte mögliche Alternative liegt in der Verfolgung einer Rezessionspolitik durch eine restriktive Geld- (= Begrenzung des Geldmengenwachstums, Erhöhung der Zinsen) und Fiskalpolitik (= Ausgabenkürzungen und/oder Steuererhöhungen). Über eine Verringerung der privaten Einkommen würde die private Konsumnachfrage gesenkt. Durch die damit verbundene Reduktion der amerikanischen Importgüternachfrage ergäbe sich ferner eine Verringerung des amerikanischen Handelsbilanzdefizits, wodurch der Druck auf den Dollar vermindert würde. Selbstverständlich scheidet eine bewußt herbeigeführte Rezession mit den bekannten Begleiterscheinungen Arbeitslosigkeit, Investitionsschwäche, Rentabilitätsverluste aufgrund unausgelasteter Kapazitäten etc. als geld- und fiskalpolitische Strategie aus. Regierungen und Zentralbanken

richten ihr Hauptaugenmerk darauf, Rezessionen zu vermeiden.

Dies bedeutet jedoch nicht, daß restriktive geld- und fiskalpolitische Maßnahmen etwa zur Dämpfung einer Inflation oder eines Nachfrageüberschusses nie die Gefahr einer rezessiven Entwicklung in sich bergen. Der Grund hierfür ist darin zu sehen, daß wirtschaftspolitische Maßnahmen weder in ihrer zeitlichen, noch quantitativen Wirkung auf gesamtwirtschaftliche Zielgrößen, wie Realoutput oder Beschäftigung von vornherein exakt abgeschätzt werden können. Volkswirtschaftliche Entwicklungen sind das Ergebnis unzähliger Entscheidungen von Millionen von einzelnen Wirtschaftseinheiten, so daß auch der heutige Wirtschaftspolitiker nur ein bruchstückhaftes Wissen über die genaue Struktur dieses komplexen Prozesses besitzt. Er trifft seine Entscheidungen unter Unsicherheit aus einer nur ungefähren Kenntnis gesamtwirtschaftlicher Abläufe heraus.

So belegen denn auch zahlreiche Analysen das Verursachen rezessiver Entwicklungen durch geld- und fiskalpolitische Fehlentscheidungen; selbst zur großen Weltwirtschaftskrise hat eine zu restriktive US-amerikanische Geldpolitik entscheidend beigetragen. Die Furcht vor einer Rezession als Folge erwarteter, überdosierter restriktiver geld- und fiskalpolitischer Maßnahmen ist demzufolge auch heute noch realistisch und für Unternehmen und Haushalte bedeutsam.

(4) Die letzte Alternative zur Überwindung des oben beschriebenen US-amerikanischen Dilemmas besteht in einer massiven Abwertung des Dollars. Die dadurch erreichte Verteuerung aller in die USA importierten Güter reduziert die Nachfrage nach Importgütern und senkt somit das amerikanische Handelsbilanzdefizit. Gleichzeitig werden amerikanische Güter auf dem Weltmarkt billiger,

wodurch die amerikanischen Exporte stimuliert werden, so daß Defizite in der US-Handelsbilanz nochmals abgebaut werden. Als Konsequenz einer solchen Dollarabwertung bleibt somit festzuhalten, daß durch die induzierte Abnahme der Im- und Zunahme der Exporte der US-amerikanische Konsum mit der Produktion in den USA in Einklang gebracht werden kann.

Für die Amerikaner hat die vierte Alternative (= Abwertung des Dollars) einen entscheidenden Vorteil gegenüber allen anderen Möglichkeiten: sie erlaubt eine Verlagerung der Anpassungskosten ins Ausland. Die im Zuge der Dollarabwertung einhergehende Verteuerung ausländischer Güter auf dem US-Markt senkt die Wettbewerbsfähigkeit der ausländischen Exportgüterindustrien mit der Folge, daß Umsatz und Beschäftigung im Exportbereich des Auslands sinken.¹ Gleichzeitig verbessert der verbilligte Dollar die Absatzchancen amerikanischer Produkte auf dem Weltmarkt, wodurch Umsatz und Beschäftigung in der US-Exportgüterindustrie ansteigen. Auch ist der begleitende inflationäre Effekt durch die Verteuerung der importierten Waren in den USA vernachlässigbar, da die amerikanische Volkswirtschaft nur ca. 1/10 ihres Bruttosozialproduktes importiert und somit von ausländischen Preissteigerungen über Importpreiserhöhungen kaum betroffen ist. Ein weiterer Vorteil für die amerikanische Wirtschaft ergibt sich aus der Umlenkung der amerikanischen Nachfrage von den teureren ausländischen hin zu vergleichsweise billigeren amerikanischen Produkten, was Output und Beschäftigung in den USA positiv beeinflusst.

3. Die Situation vor dem Oktober-Crash

Selbstverständlich wählten die USA – andere Länder würden mit Sicherheit ebenso

reagiert haben – den für sie einfachsten Weg: sie versuchten, das Ungleichgewicht zwischen ihrem zu hohen gesamtwirtschaftlichen Konsum und der zu niedrigen heimischen Produktion durch eine massive Abwertung des Dollar zu eliminieren. Vom 1. Quartal 1985 bis zum Herbst 1987 sank der Dollar etwa gegenüber der DM von ca. 3,40 auf etwa 1,80, was einer Abwertung von 47% entspricht; die Abwertung des Dollars gegenüber dem Yen betrug sogar etwas über 50%.

Die verantwortlichen Träger der amerikanischen Wirtschaftspolitik – allen voran Finanzminister Baker – ließen keine Zweifel an ihrer Absicht aufkommen, den Dollar soweit abzuwerten, bis eine Konsolidierung der amerikanischen Handelsbilanz eintreten würde. Bemühungen der anderen wichtigen Industrienationen zur Erhaltung ihrer Exportmöglichkeiten in die USA eine gemeinsame Aktion zur Stabilisierung des Dollar zustandezubringen, hatten wenig Erfolg.²

Die in diesem Kontext sofort auftauchende Frage nach Kriterien für einen „adäquaten“ oder „gleichgewichtigen“ Dollarkurs, wovon dann auch die Einschätzung eines konkreten Kurses als „zu hoch“ oder „zu niedrig“ abhängt, verlangt eine kurze theoretische Analyse: die einzige langfristige Gleichgewichtskonzeption von Wechselkursen ist die Kaufkraftparitätentheorie. Sie sagt aus, daß sich Wechselkurse entsprechend den Preisniveaus in zwei Ländern entwickeln. Steigt das Preisniveau in Land 1 stärker als in Land 2, so verliert die Währung von Land 1 an Wert gegenüber der Währung des Landes 2.

Untersuchungen über den gleichgewichtigen Dollarkurs auf der Grundlage der Kaufkraftparitätentheorie kommen zu einem langfristigen gleichgewichtigen Dollarkurs zwischen 2,20 DM und 2,30 DM. Dies indiziert eine enorme Überbewertung der amerikanischen Währung zu Be-

ginn 1985 und eine gemäß diesem langfristigen Kriterium erreichte Unterbewertung seit Sommer 1986; der Dollar unterschritt im Oktober 1986 die Marke von 2,00 DM.

Mit zunehmender Spannung verfolgte die Finanzwelt global den Erfolg dieser Dollarabwertung für die US-amerikanische Handelsbilanz. Die erhoffte Verbesserung der amerikanischen Handelsbilanz trat jedoch weder 1986 noch 1987 ein. Im Gegenteil erreichten die monatlichen veröffentlichten Handelsbilanzdefizite trotz des Dollarkurses von unter 2,00 DM neue Rekordhöhen, so daß spätestens seit Frühsommer 1987 massive Zweifel an der Wirksamkeit dieser „Anpassungsmethode“ entstanden.

Fragt man nach den Gründen für diese Persistenz des hohen US-Handelsbilanzdefizits trotz des niedrigen Dollarkurses, so verdienen drei Aspekte besondere Beachtung:

(1) Volkswirtschaften benötigen Zeit, sich an geänderte Rahmenbedingungen anzupassen. Zeitliche Verzögerungen in der Anpassung von 1–2 Jahren sind häufig zu beobachten. Insbesondere ist hervorzuheben, daß exakte Vorstellungen über solche „time-lags“ nicht existieren, so daß während einer beträchtlichen Zeitperiode niemand weiß, ob die gewünschte Anpassung noch eintritt oder nicht.

(2) Amerikanische Produzenten sind es gewohnt, für den eigenen Markt zu produzieren. Im Gegensatz zu vielen anderen Volkswirtschaften agieren sie auf einem fast geschlossenen Markt. Ihnen fehlt die etwa von den deutschen oder japanischen Produzenten in jahrzehntelanger Erfahrung gewonnene Fähigkeit, Präferenzen, Geschmack und Neigungen der Konsumenten anderer Länder zu analysieren und entsprechend ausgestaltete Produkte anzubieten. Dies macht eine Ausdehnung der amerikanischen Exporte zur Dämp-

fung des Handelsbilanzdefizits schwierig. (3) Käufer amerikanischer Produkte beklagen zunehmend deren mangelnde Qualität; selbst in den USA gelten die meisten europäischen Güter als „high-quality-products“. Als Grund für diese Entwicklung wird einmal angeführt, daß amerikanische Produzenten wegen des großen Binnenmarktes oft nicht der vielfältigen ausländischen Konkurrenz ausgesetzt sind wie Produzenten in kleineren Ländern mit hoher Im- und Exportquote. Amerikanische Ökonomen machen daneben Probleme des amerikanischen Ausbildungssystems für den Qualitätsverlust der US-Waren verantwortlich. Sie stellen insbesondere im unteren und mittleren Ausbildungsbereich signifikante negative Entwicklungen fest mit der Konsequenz, daß Firmen oft nicht in der Lage sind, anspruchsvolle Arbeitsplätze mit entsprechend ausgebildeten Arbeitern oder Angestellten zu besetzen. Selbstverständlich reduziert auch dieses „Qualitätsproblem“ die Konkurrenzfähigkeit amerikanischer Produkte auf dem Weltmarkt.

Von seiten der verantwortlichen Währungspolitiker in den USA, allen voran Finanzminister Baker, wurde massiver Druck auf die Überschußländer Japan und BRD ausgeübt, durch eine expansive Geldpolitik den Amerikanern zu Hilfe zu kommen: eine Politik des billigen Geldes würde die Zinsen in Japan und Deutschland senken und die Konjunktur in diesen Ländern anheizen. Die eine Konsequenz einer solchen Politik wäre eine im Zuge der Einkommenserhöhung in Japan und der BRD zu erwartende Importgüternachfrage auch nach amerikanischen Produkten, wodurch der US-Export gestärkt und das Handelsbilanzdefizit vermindert würden. Zum anderen würde eine Zinssenkung in Japan und Deutschland die Zinsdifferenz zwischen den USA einerseits und den Ländern Japan und BRD

andererseits zugunsten der Amerikaner vergrößern mit der Konsequenz, daß kurzfristig mehr Kapital in die USA fließen würde und der Druck auf den Dollar nachließe.

Diesem Wunsch der Amerikaner wurde nicht entsprochen: mit Hinweis auf die erreichte Preisstabilität und deren mittel- und langfristige positive Auswirkungen für den gesamten Welthandel lehnten es sowohl die Deutsche Bundesbank als auch die Bank of Japan ab, eine Inflationspolitik zu verfolgen.

Für die Situation vor dem Oktober-Crash ist ferner der Zustand der amerikanischen Staatsfinanzen von Bedeutung. Trotz vielfacher Versprechungen war es der Reagan-Administration nicht gelungen, ihre Haushaltsdefizite zu begrenzen. Ein wichtiger Faktor war in diesem Zusammenhang die von den USA für nötig gehaltene massive Erhöhung des Verteidigungshaushalts, die alle sonstigen Kürzungen überkompensierte. Spätestens 1986/87 mußten die Amerikaner zur Kenntnis nehmen, daß ihr extrem hohes Budgetdefizit keine transitorische Erscheinung war, sondern als permanentes Faktum angesehen werden mußte. Die im Herbst 1987 zunehmenden Spannungen im Persischen Golf und das erhöhte amerikanische Engagement in dieser Region machten deutlich, daß mit einer signifikanten Einschränkung des Staatskonsums zur Überwindung des amerikanischen Dilemmas auf absehbare Zeit nicht zu rechnen war. Zusammenfassend läßt sich die Situation vor dem Oktober-Crash wie folgt beschreiben: trotz eines seit mehr als einem Jahr sehr niedrigen Dollarkurses stiegen die Defizite in der amerikanischen Handelsbilanz, wodurch das Vertrauen in eine signifikante Reduzierung dieser Defizite über Senkungen im Dollarkurs allein dahinschwand. Zudem konnten die Amerikaner nicht mit einer Senkung der Budget-

defizite des Staates rechnen, so daß nur noch die Inflationierung – gleichbedeutend mit einer Rezession in der langen Frist – und die rezessive Geld- und Fiskalpolitik als Ausweg aus dem amerikanischen Dilemma übrig blieben. Mit jeder neuen Nachricht über steigende monatliche Handelsbilanzdefizite mußte die Erwartung einer vor der Tür stehenden Rezession zunehmen, zumal auch die Notwendigkeit einer Lösung des amerikanischen Dilemmas zunahm: Volkswirtschaften können – wie oben gezeigt – nur dann mehr konsumieren als sie produzieren, wenn andere Staaten bereit sind, mehr Waren zu liefern als sie empfangen. Für diesen Nettoexport erhalten sie Forderungen an das defizitäre Land in Form von Dollars oder sonstigen US-amerikanischen Finanztiteln. Sind die Überschusstaaen bei steigender Höhe solcher Forderungen nicht mehr bereit, Waren gegen finanzielle Titel in die USA zu liefern, bestehen sie also auf einer Bezahlung ihrer Güter durch US-Güter – was langfristig unvermeidlich ist –, so ist Amerika zu einer Anpassung seines Konsums an die eigene Produktion gezwungen. Diese erzwungene Anpassung ist um so stärker, je größer das vorangegangene Defizit war.

4. Der Anlaß

In diese Situation platzte im Oktober 1987 die Nachricht von einem neuerlichen Rekorddefizit in der amerikanischen Handelsbilanz, die einen monatlichen Fehlbetrag von 16,7 Mrd. Dollar aufwies. Gleichzeitig kursierten Gerüchte über bevorstehende leichte Zinssteigerungen in Japan und der BRD.

Der eingangs geschilderte „Crash“ an der New Yorker Börse als Folge dieser Meldungen signalisiert den endgültigen Umbruch in den Erwartungen amerikanischer Transakteure: angesichts eines neuen Re-

kordefizits verlor man die Hoffnung auf eine Lösung des amerikanischen Dilemmas über Dollarabwertungen, die Erwartung einer Rezession gewann die Oberhand. Es kam zu einem drastischen Fall in den Aktienkursen amerikanischer Unternehmen, was gleichbedeutend ist mit einer signifikanten Senkung in den erwarteten Renditen für die amerikanische Wirtschaft als Folge der antizipierten Rezession.

Ein derart drastischer Umbruch oder Abriß in den konjunkturellen Erwartungen ist sicher nicht erklärbar durch das Bekanntwerden eines Rekorddefizits in einer Handelsbilanz; er ist nur verständlich vor dem Hintergrund der oben analysierten Spannungssituation. Der neuerliche Anstieg des amerikanischen Handelsbilanzdefizits diente lediglich der Zündung eines Pulverfassens, welches seine Existenz der Tatsache verdankt, daß die größte Volkswirtschaft der Welt seit 1980 mehr konsumiert als produziert.

Die sofort einsetzenden massiven Kursverluste an allen wichtigen Börsenplätzen der Welt sind – wie oben schon kurz erwähnt – Ausdruck der Tatsache, daß im Falle einer US-amerikanischen Rezession alle Volkswirtschaften in Mitleidenschaft gezogen werden. Kurseinbrüche bei Aktien in Europa, Asien und Australien signalisieren weltweit Rezessionserwartungen speziell in stark exportorientierten Volkswirtschaften.

Eine Zusatzüberlegung ist jedoch für das Verständnis dieser weltweiten Reaktion nötig: der Abfall des Dollarkurses von 1985 bis 1987 auf einen Wert von ca. 1,80 DM führte viele europäische und asiatische Exporteure durch die Verteuerung ihrer Produkte in den USA langsam an eine „Schmerzgrenze“. Sie, die bei Dollarkursen von 3,00 DM und mehr eine glänzende Wettbewerbsposition im amerikanischen Markt besaßen, standen nun in ei-

nem harten Preiswettbewerb mit amerikanischen Produzenten. Immerhin mußten sie eine fast 50%ige wechselkursbedingte Preiserhöhung ihrer Produkte in den USA verkraften.

Angesichts der persistent hohen US-Handelsbilanzdefizite und des Börsenkrachs an der Wall-Street war damit zu rechnen, daß die Amerikaner angesichts der exorbitanten eigenen Probleme ohne Rücksicht auf die Interessen ausländischer Exporteure eine noch weit rigorosere Handels- und Wechselkurspolitik betreiben würden. Schon vor dem „Crash“ hatten namhafte amerikanische Ökonomen wie Dornbusch der Welt mit einem Dollarkurs von 1,50 DM bis 1,30 DM „gedroht“, ganz zu schweigen von immer lauter werdenden Forderungen nach Handelsbeschränkungen gegenüber EG-Ländern und Japan seitens wichtiger amerikanischer Industriezweige. Die Kurseinbrüche an allen nichtamerikanischen Börsen signalisieren zu einem wesentlichen Teil die Furcht vor den kurz aufgezeigten protektionistischen Tendenzen mit ihren katastrophalen Auswirkungen auf Exportmöglichkeiten.

5. Entwicklungen nach dem Oktober-Crash

Für die Beurteilung der Konsequenzen dieses Börsenkrachs ist ein kurzer Blick auf die anschließenden Entwicklungen an internationalen Finanzmärkten hilfreich. Folgende Aspekte verdienen hervorgehoben zu werden:

(1) An allen Börsen der Welt setzt sich die Abwärtstendenz bis zum Dezember 1987/Januar 1988 fort, darauf setzte eine allgemeine Kurserholung ein. In Tokio lagen die Aktienkurse Ende April schon wieder auf dem Niveau vor dem „Crash“; in Frankfurt liegen sie noch heute ca. 25% darunter.

Entscheidend für diesen Umschwung waren deutlich bessere monatliche Handelsbilanzzahlen aus den USA seit Januar 1988. Börsen und Devisenmärkte schauten wie gebannt auf neue Zahlen von Handelsbilanzen in Japan, der BRD und vor allem der USA. Eine positive Reaktion trat ein, als man einen deutlichen Abfall der Defizite über mehrere aufeinanderfolgende Monate beobachtete und daraus eine Trendwende hin zu einer Lösung des amerikanischen Dilemmas ableitete. Mit jeder Nachricht von sinkenden Handelsbilanzüberschüssen in Japan und verminderten -defiziten in den USA wurde die Furcht vor einer weltweiten Rezession kleiner, und das Vertrauen in eine Lösung des amerikanischen Dilemmas über Dollarabwertungen stieg. Natürlich sind auch heute noch Skepsis und Unsicherheit an den Börsen zu beobachten.

(2) Im Zuge des „Crashs“ sanken der Dollar und alle Währungen des Dollarraumes (Kanada, Australien) zunächst langsam, dann jedoch noch einmal kräftig ab. Auch hier setzte jedoch inzwischen eine deutliche Erholung ein: der australische Dollar stieg von unter 1,20 DM auf fast 1,50 DM, der kanadische von unter 1,30 DM auf über 1,50 DM, und kürzlich erholte sich der US-Dollar von unter 1,60 auf über 1,85 DM.

Speziell die US-Dollar-Entwicklung war dominierend geprägt durch neue Nachrichten über die amerikanische Handelsbilanz. Als unmittelbare Reaktionen auf monatliche Zahlen, die deutlich besser waren als erwartet, wurden tägliche Kurs sprünge des Dollar bis zu 5 Pfennige beobachtet. Vor der anstehenden Bekanntgabe neuer Handelsbilanzzahlen wurde weltweit eine erwartete Höhe des Defizits „festgelegt“. Bis heute herrschen völlig unterschiedliche Meinungen über den künftigen Dollarkurs. Meinungen, die

den kürzlichen Dollaranstieg für permanent halten, sind genauso vertreten wie Ansichten, der Dollar würde noch einmal kräftig fallen.

Bezeichnend waren die Reaktionen der Regierungen und Notenbanken: das Resultat teils hektischer, wenig aufeinander abgestimmter Aktivitäten waren gegenseitige Verstimmungen und halbherzige Maßnahmen. So senkte, um den amerikanischen Druck zu mildern, die Deutsche Bundesbank den Diskontsatz am 4. 12. 1987 von 3% auf 2,5%. Die Reagan-Administration legte ein umfangreiches Sofortprogramm zur Ausgabenkürzung vor, das nach den üblichen Beratungen jedoch nur in stark reduzierter Form verabschiedet wurde. Ein Jahr vor der Präsidentenwahl in den USA waren trotz Börsenkrach weitergehende fiskalpolitische Konsolidierungsmaßnahmen sicher nicht zu erwarten. Auch die Bundesbank hat den Diskontsatz mittlerweile wieder nach oben korrigiert. Als wohl wichtigste gemeinsame Aktion der westlichen Notenbanken ist ihre neuerliche Strategie zu nennen, den Dollarkurs durch die Abgabe von Dollars auf den Devisenmärkten unten zu halten mit dem erklärten Ziel, der amerikanischen Wirtschaft einen größeren Spielraum zur Steigerung ihrer Exporte und Senkung ihrer Importe einzuräumen. Abgesehen von der relativen Bedeutungslosigkeit solcher Interventionen sehen Insider in Deutschland und Japan hierin mehr eine verstärkte Antiinflationpolitik ihrer Zentralbanken: durch die Abgabe von Dollars gegen DM oder Yen werden die Geldumläufe in Deutschland und Japan geringer, wodurch die in letzter Zeit sehr hohen Wachstumsraten der Geldmengen in der BRD und Japan reduziert werden. Die Zielsetzung in Richtung auf den Dollar erscheint dabei mehr oder weniger vorgegeben.

6. Konsequenzen

Fragt man nach den Konsequenzen des obigen Börsenkrachs, so ist eine Unterscheidung in kurz- und langfristige Effekte angebracht, wobei letztere naturgemäß heute noch nicht endgültig abgeschätzt werden können.

Die wichtigste kurzfristige Wirkung des „Crashs“ ist sicherlich der durch die Aktienkursrückgänge eingetretene Vermögensverlust. Aktien stellen Beteiligungen an Realkapital dar; eine drastische Senkung ihrer Kurse reduziert den Wert dieser Beteiligungen. Alle Aktienbesitzer sind deshalb im Ausmaß der Kursverluste von einem Vermögensverlust betroffen.

Um die „Qualität“ dieses Vermögensverlustes für die weitere ökonomische Entwicklung zu beurteilen, ist es wichtig zu wissen, bei wem dieser Verlust angefallen ist.³ Ferner ist die weitere Entwicklung der Kurse entscheidend: durch die weltweite Erholung der Kurse wurden eingetretene Vermögensverluste zu einem transitorischen Ereignis. In Japan waren im Schnitt schon im April alle Vermögensverluste verschwunden.

Eine Abschätzung der Reaktion von aktienbesitzenden Unternehmen und Banken sowie Haushalten auf derart transitorische Vermögensverluste ist schwierig. Unternehmen reagieren normalerweise mit geringeren Investitionen, wodurch das Wachstum einer Volkswirtschaft negativ tangiert wird. Haushalte reagieren mit einer Einschränkung des Konsums, also einer Reduktion der gesamtwirtschaftlichen Nachfrage. Alle bekannten Studien zeigen jedoch, daß sich Transakteure in ihren Investitions- und Konsumplänen mehr an permanenten Entwicklungen orientieren und auf vorübergehende Schwankungen nur wenig reagieren.

So werden denn auch alle Prognoserechnungen, die kurz nach dem „Crash“ ein

deutlich vermindertes Wachstum in allen westlichen Industrienationen als Folge des Börsenkrachs ermitteln, inzwischen wieder nach oben korrigiert. Allgemeine Konjunkturindizes in den USA, Westeuropa und Japan zeigen bis heute eher nach oben, so daß noch kein überzeugender empirischer Beweis für wachstumshemmende Wirkungen des „Crashs“ existiert. Eine weit wichtigere mittel- und langfristige Konsequenz betrifft die USA: traditionellerweise sind Amerikaner wenig sensibel gegenüber außenwirtschaftlichen Problemen. Fragen wie Ausgleich der Handelsbilanz, Exportschancen etc. sind nie wichtige Themen in der öffentlichen Diskussion in den USA gewesen; Dollarkurse waren für die meisten US-Bürger nur interessant für den Fall, daß sie Reisen ins Ausland planten. Durch den „Oktober-Crash“ wurde die Sensibilität gegenüber Außenhandelsproblemen in Amerika nachhaltig erhöht. Zum ersten Mal mußten Amerikaner in bedeutendem Ausmaß Vermögensverluste erleiden, ohne daß binnenwirtschaftliche Größen wie Arbeitslosigkeit, zu geringes Realoutputwachstum etc. dafür verantwortlich waren. Das amerikanische Dilemma des zu hohen Staats- und privaten Konsums und der damit verbundenen passiven Handelsbilanz errang wegen des „Crashs“ für Wochen den Spitzenplatz in der öffentlichen Diskussion.

Eine unvermeidliche Konsequenz dürfte eine geänderte Einstellung der amerikanischen Wirtschaftspolitik gegenüber Budget- und Handelsbilanzentwicklungen sein. Staat und Notenbank werden in Zukunft weit mehr daran gemessen, ob sie in der Lage sind, solche Defizite zu begrenzen oder abzubauen, damit Ungleichgewichte gegenüber anderen Ländern und ähnliche Börsenreaktionen mit den begleitenden Vermögensverlusten vermieden werden.

Die bedeutendste langfristige aus dem „Crash“ ableitbare Gefahr sind zunehmende protektionistische Tendenzen in den USA mit ihren katastrophalen Auswirkungen auf den internationalen Güter- und Kapitalverkehr. Weite Kreise der US-amerikanischen Industrie interpretieren das amerikanische Dilemma wie folgt: der Nettoimport ist vor allem darauf zurückzuführen, daß es japanischen und europäischen Exporteuren erlaubt ist, sich wegen der relativ liberalen amerikanischen Importbestimmungen frei auf US-Märkten zu bewegen. Demgegenüber werden amerikanische Exporteure auf Auslandsmärkten behindert: so sind amerikanische Agrarexporte in die EG weitgehend beschränkt, mitunter sogar verboten. Gerade im Agrarbereich sind die USA aber auf dem Weltmarkt äußerst konkurrenzfähig. In Japan treffen viele US-Exporteure (wie auch Europäer) auf unüberwindliche administrative Hindernisse. Viele europäische Staaten verzerren durch Subventionen an notleidende Industrien (Stahl, Kohle, Schiffsbau usw.) den internationalen Wettbewerb zuungunsten amerikanischer Anbieter.

Amerikanische Regierungen sehen sich einem zunehmenden innenpolitischen Druck nach protektionistischen Maßnahmen ausgesetzt. Selbstverständlich lassen sich Importe auch reduzieren durch eine

Diskriminierung ausländischer Produkte in den USA. Das zur Verfügung stehende Instrumentarium reicht von erzwungenen Absprachen über Exportbeschränkungen in die USA bis hin zu quantitativen Importvorgaben und prohibitiven Importzöllen. Ereignisse wie der Börsenkrach schwächen die Position der Befürworter eines weltweiten Freihandels. Die daraus ableitbaren Konsequenzen für das künftige Verhalten von Regierung, Senat und Repräsentantenhaus in den USA dürften erst nach der Präsidentenwahl deutlich werden.

Anmerkungen

¹ *In der BRD hängt etwa jeder fünfte Arbeitsplatz vom Export ab. Der Anteil des Exports am gesamten Bruttosozialprodukt beträgt ca. 30%. In Ländern wie der Schweiz sind die Quoten noch höher. Allerdings ist zu beachten, daß nur ca. 10% des deutschen Exports für die USA bestimmt ist.*

² *Wie wenig konkret die Resultate solcher Bemühungen waren, zeigt sich am sogenannten Louvre-Abkommen, in dem sich die Notenbanken der wichtigsten westlichen Industrienationen bereit erklären, den Dollar auf einem adäquaten Niveau zu stabilisieren. Wie hoch dieses Niveau jedoch angesetzt wurde, blieb der Öffentlichkeit völlig unbekannt.*

³ *In der BRD sind von den dargestellten Vermögensverlusten hauptsächlich professionelle Anleger betroffen; Haushalte zu einem Prozentsatz von unter 10%. Dies würde eine größere negative Wirkung auf die Investitionstätigkeit implizieren, wohingegen die Konsumwirkungen vernachlässigbar sind.*

Die Idee der politischen Freiheit *

Die Sprache des Politischen hat einen Grundzug mit den Wissenschaften gemeinsam. Auch sie zerlegt ihre Wirklichkeit, den Menschen im Singular wie im Plural, in Abstraktionen: in abstrakte Rollen, abstrakte Eigenschaften, abstrakte Perspektiven. In der fundamentalen politischen Sicht sind die Menschen, die in der Wirklichkeit konkrete Individuen, nämlich Männer und Frauen, Reiche, Wohlhabende und Arme, Bauern, Geschäftsleute, Angestellte und Arbeiter sind, *Untertanen* oder *Bürger* – je nach dem, ob sie gestern in einer Monarchie gelebt haben oder heute in einer Demokratie leben. Die Abstraktionen des Politischen dienen im Unterschied zu denjenigen der Wissenschaften nicht in erster Linie der *Erkenntnis* politischer Wirklichkeit. Sie dienen hauptsächlich der praktischen, handlungsleitenden *Orientierung* der Menschen im Rahmen ihrer politischen Umgebung. Alle Menschen stellen sich in ihrem Verhalten in irgendeiner Weise auf die grundlegenden politischen Abstraktionen ein, die durch das staatliche System vorgegeben werden, in dem sie leben, – die meisten in Form von Einstellungen, die von der zähneknirschenden Duldung bis zur begeisterten Zustimmung reichen, die wenigsten mit der Bereitschaft zu revolutionär gestimmter Ablehnung. Das Charakteristische politischer Grundorientierungen liegt darin, daß sie eine Ideal- und eine Realseite besitzen. Hans

Kelsen hat in Anlehnung an Max Weber vom Unterschied zwischen Ideal- und Realtypus, Idealbegriff und Realbegriff gesprochen.¹ Der Idealbegriff gibt das normativ-ethische Verständnis politischer Grundorientierung wieder, der Realbegriff erfaßt die wirkliche Erfahrung, die die Menschen machen, wenn sie sich von den Idealbegriffen des Politischen leiten lassen. In der politischen Philosophie ist in der Regel die idealbegriffliche Perspektive die vorherrschende. Die Lage der gegenwärtigen politischen Philosophie bezeugt dies in eindrucksvoller Weise, denn die namhaftesten politischen Philosophen der Gegenwart vertreten Ansätze politischer *Ethik*: John Rawls ebenso wie Karl Otto Apel und Hans Jonas genauso wie James Buchanan, der Nobelpreisträger und wirtschaftswissenschaftliche Ehrendoktor der Justus-Liebig-Universität Gießen.

Im Unterschied zu dieser Linie der politischen Philosophie der Gegenwart will ich mich an dieser Stelle mit dem Realbegriff politischer Grundorientierungen befassen. Auch eine Demokratie, wie wir sie haben, fußt auf fundamentalen handlungsleitenden Abstraktionen, die den Zweck politischer Grundorientierungen erfüllen. Man findet sie, wenn man sich an dasjenige Grundkonzept hält, dessen historische Durchsetzung zur Demokratie moderner Prägung geführt hat. Es ist das Konzept des allgemeinen und freien Wahlrechts. Der historische Wandel der Staatsformen Europas von der absolutistischen Monarchie des 18. Jahrhunderts über die konstitutionelle Monarchie des 19. bis zur demokratischen Republik des 20. Jahrhun-

* Antrittsvorlesung am Fachbereich Geschichtswissenschaften und Zentrum für Philosophie, gehalten am 15. Dezember 1987.

derts beschreibt den Kampf um die Durchsetzung dieses Konzepts. Auch am Wahlrechtskonzept läßt sich der Unterschied zwischen einem Ideal- und einem Realbegriff dingfest machen. Der Idealbegriff bestimmt durchgehend – auch bei uns in der Bundesrepublik – die verfassungsrechtlichen Formulierungen der politischen Freiheiten im Rahmen des demokratischen Wahlrechts. Es handelt sich um diejenigen Freiheitsrechte, die jeder einzelne Staatsbürger im Rahmen der demokratischen Mitbestimmung besitzt. Als individuelle Freiheiten sind diese Rechte charakteristisch für die Art der politischen Willensbildung in den parlamentarisch verfaßten liberalen Demokratien westlicher Prägung. Ich halte mich bei der Aufzählung dieser Rechte aus naheliegenden Gründen an die Verfassung unseres Staates, an das „Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland“.

Die fundamentalste der politischen Freiheiten ist die *Wahlfreiheit*. Sie besteht – nach einer Formulierung des Staatsrechtskommentars von Klaus Stern – darin, „daß in der Demokratie jeder Wähler sein Wahlrecht frei, d. h. ohne Zwang oder sonstige unzulässige Beeinflussung von außen ausüben kann“.² Das Wahlrecht der Demokratie schließt die individuelle Entscheidung darüber ein, ob man überhaupt zur Wahl gehen will oder nicht und welcher Partei man die Stimme gibt. Zu den politischen Freiheiten zählen des weiteren die *Meinungs- und Pressefreiheit*, die *Versammlungs- und Vereinigungsfreiheiten*, die *Koalitionsfreiheit* und – last not least – die *Freizügigkeits- bzw. Emigrationsfreiheit*.

Um einen Text in der Sprache des Idealbegriffs zu Gehör zu bringen, zitiere ich aus einem bekannten Grundsatzurteil des Bundesverfassungsgerichts über die neben der Wahlfreiheit wohl wichtigste politische Freiheit, die Meinungsfreiheit:

In der freiheitlichen Demokratie ist die Würde des Menschen der oberste Wert ... Um seiner Würde willen muß ihm eine möglichst weitgehende Entfaltung seiner Persönlichkeit gesichert werden. Für den politisch-sozialen Bereich bedeutet das, daß es nicht genügt, noch so gut für das Wohl von „Untertanen“ zu sorgen; der einzelne soll vielmehr in möglichst weitem Umfang verantwortlich auch an den Entscheidungen für die Gesamtheit mitwirken. Der Staat hat ihm dazu den Weg zu eröffnen; das geschieht in erster Linie dadurch, daß der geistige Kampf, die Auseinandersetzung der Ideen frei ist, daß mit anderen Worten geistige Freiheit gewährleistet wird. Die Geistesfreiheit ist für das System der freiheitlichen Demokratie entscheidend wichtig, sie ist geradezu eine Voraussetzung für das Funktionieren dieser Ordnung.³

Die meisten der politischen Freiheiten bilden die rechtliche Basis für die politische Meinungsbildung der Bürger, für die politischen Auseinandersetzungen der Parteien und für die Artikulation der gesellschaftspolitischen Einzel- und Gruppeninteressen.

Bis heute steht die Realerfahrung des allgemeinen Wahlrechts unter einer konfliktreichen Spannung, die sich in Gestalt zweier entgegengesetzter Perspektiven zum Ausdruck gebracht hat und die man zu übersehen pflegt, wenn man sich ausschließlich an den Idealbegriff des allgemeinen Wahlrechts hält. Es handelt sich um die Spannung zweier Perspektiven des allgemeinen Wahlrechts: der Perspektive der politischen Freiheiten auf der einen Seite und der Perspektive der Volkssouveränität auf der anderen. Der Gegensatz der Perspektiven besteht darin, daß die Idee der politischen Freiheit an die Menschen als *Individuen* appelliert, während die Perspektive der Volkssouveränität *kollektivistisch* ist. Beide Perspektiven – sowohl die der politischen Freiheit als auch die der Volkssouveränität – haben zu prägenden Grunderfahrungen geführt, und über die historische Genese wie über die Inhalte dieser Grunderfahrungen will ich jetzt das Wesentliche sagen.

Die Erfahrung des Gegensatzes der beiden Perspektiven ist in der Geschichte der Demokratie relativ jung. Sie gehört erst zu unserem, dem 20. Jahrhundert. Sie stellte sich erst mit der realen Praktizierung der Demokratie ein. Während der geschichtlichen Phasen, in denen die Demokratie als erstrebenswert galt und in denen der Kampf um ihre Etablierung im Vordergrund stand, hielt man sich ausschließlich an die idealbegriffliche Sprache der Demokratie. Ein Charakteristikum dieser – der idealbegrifflichen – Sprache der philosophischen wie politischen Tradition besteht in der unübersehbaren Neigung, den Gegensatz zwischen der individualistischen Perspektive der politischen Freiheiten und der kollektivistischen Perspektive der Volkssouveränität mit Hilfe des kontrafaktischen Konzepts des Konsenses in harmonisierender Absicht zu überspielen. So kennt auch bereits John Locke, der philosophische Begründer der Theorie des liberalen Rechtsstaats, den logischen wie sachlichen Unterschied zwischen einem individualistischen und einem kollektivistischen Konsensbegriff. Der individualistische Konsens stammt aus der juristischen Vertragstheorie. Ein zeitgemäßes Beispiel für einen vertraglichen Konsens stellt der Warenaustausch dar. Der kollektivistische Konsens ist demgegenüber ein Bestandteil der Mehrheitsverfahren: Es ist die Einstimmigkeitsbedingung mit dem für sie typischen Vetorecht eines jeden zugelassenen Mitentscheiders.⁴ Der Sache nach handelt es sich um zwei unterschiedliche – unter Umständen sogar gegensätzliche – Konsensbegriffe. John Locke hat jedoch wie viele seiner philosophischen Nachfolger den Unterschied, obwohl er ihn kannte, in harmonisierender Absicht unterdrückt, um so die Einheitlichkeit der ausschlaggebenden Legitimationsgrundlage des liberalen Rechtsstaatskonzepts wahren zu können. Diese Harmonisie-

rungsmethode ist seitdem das gemeinsame Kennzeichen fast aller philosophischen Staatskonzepte der Neuzeit, die die idealbegriffliche Sprache der Demokratie sprechen.

Hält man sich jedoch an den *Realbegriff* der Demokratie, dann zeigt sich der Gegensatz der beiden Perspektiven, der individualistischen und der kollektivistischen. Im Konzept des demokratischen Wahlrechts stellt die Perspektive der politischen Freiheit die individualistische Seite und die Idee der Volkssouveränität die kollektivistische Seite dar. Generell läßt sich die Feststellung treffen, daß das Bewußtsein der harmonischen Vereinbarkeit der beiden Perspektiven im selben Ausmaß geschwunden ist, in dem die Erfahrungen mit dem „Haben“ der Demokratie stärker wurden und die Erfahrungen in der Lage des „Erstrebens“ der Demokratie schwächer. Kurzum: Die Wirklichkeit einer Demokratie unter den Realbedingungen des allgemeinen Wahlrechts erst brachte das Bewußtsein für den Gegensatz der beiden Perspektiven hervor – ein Gegensatz, über den man sich nicht klar zu werden brauchte, solange Demokratie in Gestalt des allgemeinen Wahlrechts noch umstritten und von vielen lediglich erstrebt und ersehnt wurde.

Ich wende mich zuerst derjenigen prägenden Grunderfahrung zu, die sich mit den *politischen* Freiheiten im Rahmen einer modernen Demokratie verbindet.

Die Grunderfahrung, die sich unter den Realbedingungen des allgemeinen Wahlrechts, Bedingungen also, wie sie bei uns in der Bundesrepublik herrschen, mit den politischen Freiheiten verbindet, entstammt dem wertenden Vergleich mit einer anderen Freiheitsart, der Art der *privaten Freiheiten*. Das augenfälligste und bekannteste Beispiel für private Freiheiten sind die Wirtschaftsfreiheiten. Sowohl als unternehmerischer Güterproduzent als

auch als Warenkonsument entscheidet man nicht bloß individuell-frei über die zu treffenden Dispositionen. Man verfügt darüber hinaus auch frei, d. h. privat, über die *Produkte* freier Entscheidungen. Der entscheidende Unterschied zwischen den beiden Freiheiten besteht darin, daß man in der Betätigung der privaten Freiheit auch über die *Ergebnisse* des Handelns verfügt, während die charakteristischen politischen Freiheiten wie die Wahlfreiheit und die Freiheiten auf die eigene politische Meinung sich allein auf die Mitwirkung bei der *Herstellung*, der Produktion eines „Gutes“ beziehen, welches – um in der Sprache der Ökonomie zu bleiben – nur kollektiv konsumiert werden kann. Die Ergebnisse der politischen Freiheiten haben den Charakter „öffentlicher Güter“.

Am Augenfälligsten zeigt sich der für die politischen Freiheiten charakteristische Umstand einer kollektiven Konsumtion der Entscheidungsergebnisse bei der Wahlfreiheit. Bei uns in der Bundesrepublik etwa besteht dieses Ergebnis in einer bestimmten Zusammensetzung von parlamentarischen Organen wie des Bundestags und in der Produktion von Gesetzen, über deren Abnahme man als Staatsbürger *nicht* wie ein privat-freier Käufer von Waren verfügen kann. Wie jeder weiß, gelten rechtskräftig erlassene Gesetze, nachdem sie auf dem Weg der demokratischen Willensbildung zustande gekommen sind, ausnahmslos für jeden Staatsbürger, ob er ihnen im Einzelfall nun zustimmt oder nicht. In dieser offensichtlichen Beschränkung des Verfügungsrechts, welches die politischen Freiheiten ausmacht, liegt denn auch der Grund für die zwiespältige Beurteilung, die das Konzept der politischen Freiheit in der politischen Philosophie unseres Jahrhunderts erfahren hat. Ich will den Gegensatz der Bewertungen an zwei prominenten Stim-

men dokumentieren. Auf der einen Seite stellte Hans Kelsen in seinem Buch „Vom Wesen und Wert der Demokratie“ die Entwicklung der europäischen Demokratie als einen historischen Vorgang dar, der mit der schrittweisen – evolutionären wie revolutionären – Durchsetzung der politischen Freiheiten, d. h. der demokratischen Mitbestimmungsrechte der individuellen Bürger, identisch ist. Auf der anderen Seite lehnt es Friedrich August von Hayek in seiner „Verfassung der Freiheit“ ab, den Freiheitsbegriff auf die demokratische Mitbestimmung überhaupt anzuwenden. Ich selber teile in dieser Frage die Position Kelsens. Dennoch ist Hayeks Hinweis auf die Beschränktheit der politischen Freiheit zutreffend. Man braucht daraus allerdings nicht auf einen inadäquaten Begriffsgebrauch zu schließen. Hinter Hayeks Geringschätzung steht nämlich nichts anderes als die Erkenntnis der frustrierenden Grunderfahrung der politischen Freiheiten, auf die ich hinauswill und auf die man nur aufmerksam wird, wenn man davon ausgeht, daß die politischen Freiheiten eben auch *Freiheiten* sind.⁵

Wie steht es um die *Bewertung* der politischen Freiheiten im Vergleich mit den privaten? Wir können nicht umhin, den politischen Freiheiten einen erheblich geringeren Wert als den privaten beizumessen – so die grundlegende Behauptung. Die theoretische Basis für die Behauptung über die weit geringere Wertschätzung der politischen Freiheiten im Vergleich mit den privaten besteht im Effekt der „großen Zahl“. Der Effekt ist in der europäischen Sozialphilosophie spätestens seit David Hume bekannt.⁶ Nicht umsonst spielte er in der auf ihn zurückgehenden sozialphilosophischen Schule der schottischen Moralisten, deren prominentester Vertreter nach Hume der Begründer der modernen Ökonomie, Adam Smith, ge-

wesen ist, eine bedeutende theoretische Rolle. Der Effekt der „großen Zahl“ bringt zum Ausdruck, daß das Verhältnis zwischen Nutzen und Kosten für den einzelnen im Hinblick auf sein Mittun bei politischen Entscheidungen sich um so ungünstiger auswirkt, je größer die Zahl der Mitwirkenden wird. Es wurde in der modernen „Ökonomischen Theorie der Politik“ anhand formaler Modelle ausführlich dargestellt und analysiert. Die Namen, die hier in erster Linie zu nennen sind, sind die von Anthony Downs und Mancur Olson. Bei dem Effekt handelt es sich jedoch längst nicht mehr um ein wissenschaftliches Gedankenkonstrukt. Der Effekt stellt mittlerweile eine allgemeine Grunderfahrung von einer solch erhabenen Schlichtheit und bedrängenden Überzeugungskraft dar, daß sich ihr kaum noch ein Mensch in der modernen Demokratie zu entziehen vermag. Denn was ist plausibler als die Erfahrung, daß die Einflußmöglichkeiten des einzelnen im selben Maß schwächer werden, in dem die Anzahl gleichberechtigter Mitentscheider wächst.⁷

Es ist eine Grunderfahrung mit allen Zügen der individuellen Frustrierung, mißt man sie an den Versprechen der idealbegrifflichen Werbesprache der Demokratie samt ihrer hohen Einschätzung des Wertes der Individualität, einer Einschätzung und Bedeutung, die regelmäßig in politischen Leitwerten wie Freiheit der Person und Menschenwürde zum Ausdruck gebracht wird. Man macht sich in der Regel lediglich den Umstand nicht hinreichend deutlich, daß der Effekt der großen Zahl von einer quasi-logischen Unentrinnbarkeit ist. Denn gerade weil unter dem Schirm des allgemeinen Wahlrechts eine wirkliche Gleichverteilung der politischen Freiheiten – auch hier wieder in erster Linie der Wahlfreiheit – existiert, gilt die logische Konsequenz, daß jede Stimme

gleichviel wiegt und damit ihr Einfluß auf das kollektive Gesamtergebnis in Gestalt von Zahlenverhältnissen wie 1:X Millionen auszudrücken ist. Die meisten Wünsche nach „mehr Demokratie“, die wie eine ständig rauschende Grundwelle die Geschichte aller westlichen Demokratien begleiten und die häufig fälschlich als Sehnsucht nach der direkten Demokratie von der Art des antiken Athen gedeutet werden, sind nichts anderes als der Ausdruck der verbreiteten Wahrnehmung des Effekts der großen Zahl, allerdings in der Form der Hoffnung, man brauche sich mit seiner Akzeptierung nicht abzufinden.

Ganz anders verhält es sich demgegenüber mit dem Einfluß der Individuen auf die Ergebnisse ihrer *privaten* Freiheiten. Nicht bloß Unternehmer sind sich des erheblichen Einflusses bewußt, den sie außer auf die Produktionsentscheidungen für bestimmte Wirtschaftsgüter auch auf ihre mehr oder weniger erfolgreiche Vermarktung haben. Auch der durchschnittliche Arbeitnehmer macht seine Erfahrungen mit ins Gewicht fallenden individuellen Einflußmöglichkeiten, und zwar nicht nur als Käufer und Konsument von Waren, über deren Verwendung er individuell-frei verfügen kann, sondern auch als Anbieter seiner Arbeitskraft. Die meisten wissen sehr wohl, daß Investitionen in eine gute berufliche Ausbildung sich in den Ergebnissen niederschlagen, mit anderen Worten: in der Höhe der Einkommen, die sie aus der Lohnarbeit beziehen und über die sie ebenfalls individuell-frei verfügen können. Gewiß – die Einkommen sind verschieden hoch und die Möglichkeiten, über die Ergebnisse der wirtschaftlichen Freiheiten zu verfügen, insofern recht ungleich aufgeteilt. Dennoch bleibt als Charakteristikum der privaten ökonomischen Freiheiten der Tatbestand zu vermerken, daß die Menschen mit ihnen die tief prä-

gende Erfahrung mit dem individuellen Einfluß auf die Ergebnisse ihrer Entscheidungen verbinden.

Wäre nun die individualistische Perspektive der politischen Freiheit die allein ausschlaggebende, dann könnte man in der Tat nicht verstehen, warum nicht zumindest die staatlich durchgesetzte Wahlpflicht längst die Wahlfreiheit auf die Freiheiten der individuellen Entscheidung zwischen verschiedenen Parteien eingeschränkt hat. Doch bekanntlich hält sich die Demokratie auch unter der *unbeschränkten* Realbedingung des allgemeinen Wahlrechts. Ich glaube nun nicht – wie Vertreter des „ökonomischen Ansatzes“ dies tun –, daß dieser bemerkenswerte Umstand das Ergebnis davon ist, daß die frustrierende Grunderfahrung der politischen Freiheit, der Effekt der großen Zahl, auch eine ihrer Ambivalenz zu verdankende andere Seite hat, nämlich die Seite einer gleichsam staatsmoralischen Bereitschaft der Individuen zum demokratischen Mittun, weil der Gang zur Urne dem einzelnen eben auch nur sehr geringe Kosten macht.

Ich bin vielmehr der Überzeugung, daß die Wirksamkeit einer anderen, einer *kollektivistischen* Grunderfahrung eine Rolle bei der Frage spielt, ob Demokratie unter Realbedingung des allgemeinen Wahlrechts stattfinden kann und funktioniert. Ich will in einer sozialpsychologischen Erklärungsskizze, aus der ich nachher selber eine Nutzanwendung für die politische Geschichte der modernen Demokratie ziehen will, andeuten, wie ich es meine (die Erklärungsskizze zeigt übrigens, daß ich keineswegs eine kollektivistische Theorie auf der Grundlage „emergenter“ Qualitäten im Sinn habe, sondern eine Theorie, die mit dem methodischen Individualismus der empirischen Sozialwissenschaften verträglich ist). Sie lautet: Es läßt sich beobachten, daß die Menschen bei arbeits-

teiler Kooperation unter bestimmten Bedingungen die Neigung haben, sich *nicht* mit ihrem individuellen Beitrag, sondern mit dem Gesamtergebnis der Gruppe zu identifizieren. Eine wesentliche Bedingung, die diesen Effekt hervorbringt, ist die Gruppengröße. Die Neigung zur Identifikation mit dem Gesamtergebnis wächst mit der Gruppengröße, d.h. sie wächst im selben Maß, in dem die individuellen Beiträge der einzelnen kaum noch oder nicht mehr unterscheidbar sind. Um einen methodischen Leitbegriff meines Gießener Kollegen Odo Marquard zu benutzen: Es ist der Effekt einer *Kompensation* der geringer werdenden Bedeutung des eigenen Beitrags im Verhältnis zum Ganzen durch Identifikation mit dem Kollektivergebnis.⁸ Der psychologische Ertrag für den einzelnen besteht darin, daß er sich in der Identifikation mit dem wirklichen oder einem erwarteten Gesamtergebnis größer und bedeutender fühlen kann, als es seinem individuellen Beitrag entspräche.

Um nun auf die angekündigte Nutzanwendung dieser sozialpsychologischen Erklärungsskizze für die Geschichte der modernen Demokratie zu kommen: Ich behaupte, daß der für diese Geschichte so charakteristische Hang der Menschen zur Identifikation mit großen Kollektiven wie dem Volk, der Nation und der Gesellschaft mit einem Prozeß zusammenhängt, auf den meine Erklärungsskizze Anwendung findet. Es handelt sich um den Prozeß der Umwandlung der Kleingruppengesellschaft der feudalistischen Epoche in die Großgruppengesellschaft der Neuzeit und der Moderne. In Kleingruppen – etwa in den Sippen- und Familienverbänden, die in der agrarischen Gesellschaft der Feudalepoche auch die wirtschaftlichen Produktionseinheiten darstellen – hatten die einzelnen Mitglieder ziemlich genau die Art und die Größe ihres Beitrags zum

Gesamtergebnis als ständige Erfahrung präsent. In Großgruppen gelingt das nicht mehr, denn der Beitrag der einzelnen verliert seine Erkennbarkeit in den unendlich miteinander verflochtenen und verzweigten arbeitsteiligen Produktionsvorgängen des Ganzen. Nun ist die Entwicklung der europäischen Neuzeit bekanntlich durch den Übergang zu einer Gesellschaftsstruktur geprägt, deren Kennzeichen in der Dominanz von Einheiten des Großgruppenformats liegt. Diese Dominanz bildet speziell in der industriellen Massengesellschaft unseres Jahrhunderts die soziologische Signatur der Gegenwart. Das Zusammenleben der Menschen wird sowohl in der wirtschaftlichen Produktion wie Konsumtion als auch in der gesellschaftlichen und politischen Interessenvertretung überwiegend durch Organisationen vom Großgruppentyp bestimmt. Im Licht meiner sozialpsychologischen Erklärungsskizze bedeutet das, daß der Vorgang der Herausbildung der neuzeitlichen Industriegesellschaft von der wachsenden Neigung der Menschen begleitet wird, sich mit dem Gesamtergebnis ihrer Großgruppen zu identifizieren. Die einzelnen tendieren dazu, einen Großteil ihres individuellen Selbstwertgefühls durch die Identifikation mit dem Ergebnis der Großgruppe zu gewinnen. Sieht man die Dinge in dieser Beleuchtung, gewinnt man vielleicht sogar den Ansatz zu einer Erklärung der für die Moderne geradezu typischen massenhaften Bereitschaft der Menschen, für den Dienst am gesellschaftlichen Gesamtergebnis, nämlich für den Dienst am eigenen Volk, an der Nation und am Vaterland sogar das eigene Leben zu opfern.

Als eine der machtvollsten *kollektivistischen* Ideen des Politischen hat sich die demokratische Idee der Volkssouveränität erwiesen. Im Licht der Volkssouveränität sind nicht die Individuen die entscheiden-

den Träger der Willensbildung in der Demokratie. Es ist dies ein Kollektivum: *das Volk*. Abraham Lincolns berühmte Kurzdefinition der Demokratie hat diese Sicht präzise auf den Begriff gebracht. Nach ihr ist Demokratie „Herrschaft durch das Volk für das Volk“ (government by the people for the people).

Die neuzeitliche Souveränitätsidee stammt aus dem 16. Jahrhundert. Sie wurde begründet, um den letztinstanzlichen Herrschaftsanspruch der Fürsten zu legitimieren, mit anderen Worten: den monarchischen Absolutismus. Mit der Lehre von der „fürstlichen Souveränität“, einer Lehre, die sich eng mit den Namen von Jean Bodin (1530–1596) und von Thomas Hobbes (1588–1679) verbindet, brach die Staatsphilosophie der europäischen Neuzeit mit der theologisch-politischen Grundauffassung des Mittelalters, nach welcher der Staat durch „göttliche Gesetze“ regiert wurde, als deren ausführende Organe sich die Fürsten der Welt zu betrachten hatten. Der absolutistischen Souveränitätslehre zufolge stellte die unteilbare monarchische Macht jedoch keinen Selbstzweck dar. Ihre „Staatsräson“ sollte in der Verwirklichung des Gemeinwohls, des „bien public“ bzw. des „commonwealth“ bestehen. Bereits den Begriffen sieht man an, daß eine Demokratisierung der absolutistischen Souveränitätslehre geradezu in der Luft lag. Denn nichts war naheliegender, als dem absolutistischen Monarchen den Anspruch zu bestreiten, als eine Art fürstlicher Familienpatriarch bestimmen zu können, was das allgemeine Wohl, d. h. das Beste für die Untertanen und Landeskinder darstellt. Nichts lag näher als die Ersetzung des Familienmodells des fürstlichen Absolutismus durch ein Modell gleichberechtigter Bürger, in dem diejenigen, die im absolutistischen Familienmodell als unmündige Kinder betrachtet wurden, als mündig gewordene Er-

wachsene sagen dürfen, was in ihrem Gesamtinteresse liegt. Der Philosoph, der am einflußreichsten mit seiner Form einer „Demokratisierung“ der Position des absolutistischen Monarchen gewesen ist, war Jean Jacques Rousseau.

Im selben Ausmaß jedoch, in dem sich die Idee der Volkssouveränität in der politischen Realität des 19. Jahrhunderts siegreich durchsetzte, zerbrach der Monarchismus – zunächst als legitimatorische Souveränitätsidee und in der Folge davon als reale Staatsreform. An seine Stelle trat überall in Westeuropa die Republik mit der demokratischen Volkssouveränität als der letztinstanzlichen Legitimationsidee.

Bereits der Abbé Emanuel Siéyès, eines der bedeutendsten Mitglieder der französischen Nationalversammlung, hatte 1788 in seiner berühmten Kampfschrift „Was ist der Dritte Stand?“ die „Nation“ zum Träger und Subjekt der verfassungsgebenden Gewalt erklärt und die Vertreter des dritten – des bürgerlichen – Stands in der Nationalversammlung mit der Stimme der Nation gleichgesetzt. Diese Identifikation des Stands der Bürgergleichheit mit der Nation hat der Idee der demokratischen Volkssouveränität im 19. Jahrhundert zur grundlegenden Richtschnur gedient. Nicht der Individualismus der politischen Freiheit wurde zur ausschlaggebenden Legitimationsidee der modernen Demokratie. Zu ihrer ausschlaggebenden Legitimationsidee wurde eine Idee, deren wesentliches Bildungselement gerade die Absage an den Individualismus, die Negation der politischen Bedeutsamkeit der Individuen ist, nämlich die *kollektivistische* Idee der Volkssouveränität.

Dieses Erbe der Großen Französischen Revolution haben sich fast alle Völker des europäischen Kontinents im Verlauf des 19. Jahrhunderts mit großer Emotionalität angeeignet. Die Botschaft wurde vom Glauben an die überzeugende Macht der

vielen – im Gegensatz zur Ohnmacht der einzelnen wie zur Illegitimität eines politischen Anspruchs einzelner auf eine andere als eine demokratisch legitimierte Machtausübung getragen.

Die kollektivistische Legitimationsgrundlage der modernen Demokratie kommt in allen bedeutenden Symbolen der europäischen Republiken zum Ausdruck, darüber hinaus auch in denjenigen Schöpfungen der europäischen Kultur, die sich mit ihrer Botschaft in den Dienst der neuen demokratischen Ideale gestellt haben. Was die politische Symbolik angeht: Sie ist immer eine Symbolik massendemokratischer Bewegungen, wenn möglich in siegreichen revolutionären Augenblicken. Für die Französische Republik wurde dies der – ob nun getreu oder nicht getreu überlieferte – Marsch der revolutionären Massen von Paris, der zum erfolgreichen Sturm auf die Bastille am historischen „quatorze juillet“ des Jahres 1789 geführt hat. Der Literatur- und Kulturphilosoph Jean Starobinski hat die Nachwirkungen dieser politischen Symbolik in Kunst und Literatur der Epoche in einfühlsamen Analysen hervorgehoben.⁹ Die meisten europäischen Völker haben ähnliche Symbole aus ihren Kämpfen um die Befreiung aus den Fesseln der „anciens regimes“ entwickelt. Stets handelte es sich um kollektivistische Identifikationen, kollektivistisch-nationale oder kollektivistisch-demokratische, meist beides zugleich. Auch dort, wo die neue revolutionäre Symbolik in der Form der Kunst, etwa als große Musik auftritt, herrscht die kollektivistische Attitüde, die antiindividualistische Identifikation mit den anderen vor. Bereits Friedrich Schillers Vorbild feiert – in der „Ode an die Freude“ – einzig die kollektivistische Identifikation mit dem Brüderlichkeitspathos der Französischen Revolution. Der Dichter der Deutschen lehnt allein die nationale Einschränkung

auf die Völker ab. Er postuliert die Brüderlichkeit der ganzen Menschheit. Die Verszeile „Seid umschlungen Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt!“ faßt das Credo zusammen. Unmittelbar an ihn und seinen „menschheitlichen“ Geist hat ein anderer Großer jener zeitgenössischen deutschen Kunst- und Kulturepoche angeschlossen: Ludwig van Beethoven. Seine Vertonung der Schillerschen „Ode an die Freude“ am Schluß seiner Neunten Sinfonie vermittelt jedem, der hören will und kann, nachdrücklicher noch als die Dichterworte den Geist jenes kollektivistischen Pathos. In dem der verführerischen Hauptmelodie unterlegten stampfenden Marschrhythmus kommt – und gewiß nicht gegen den Willen des Komponisten – der auftrumpfende antiindividualistische Enthusiasmus der neuen kollektivistischen Solidarität zu einem vergleichsweise kollossalen und mitreißenden Ausdruck.

Eines war freilich im Konzept der Volkssouveränität bereits vorprogrammiert und konnte nur solange als ungelöstes Grundproblem unter der Decke der öffentlichen Wahrnehmung verharren, wie es um den *Kampf um die Durchsetzung* der demokratischen Republik ging: das Problem der inhaltlichen Bestimmung und Ausfüllung des souveränen Volkswillens. Ohne ein Bewußtsein von der Reichweite seiner Deutung hatte der Abbé Siéyès bereits die Lösung des Grundproblems, die dann beschränkt wurde, vorgezeichnet. Sie bestand darin, daß *ein* Stand, der Stand der Bürgergleichheit in Gestalt seiner Vertreter in der Nationalversammlung zugleich auch den Anspruch auf die Repräsentierung des gesamten Volkes stellte.

Im Kern war es bereits die Konzeption der demokratischen Partei, die in der Definition von Emanuel Siéyès aufscheint. Die wichtigsten Ansprüche der demokrati-

schen Parteien, die sich dann im Laufe der Entwicklung von der konstitutionellen Monarchie zur demokratischen Republik im Lauf des 19. und 20. Jahrhunderts entwickelt haben, sind in dieser Definition vorgebildet (es gibt ähnlich lautende Formulierungen aus der gleichen Zeit auch bei Edmund Burke). Es handelt sich um den Anspruch, die Interessenversammlung eines großen Teils des Volkes gleichsam missionarisch mit der Definition des Interesses der gesamten Nation zu verknüpfen. Die modellhafte Struktur des Parteienschemas liegt seitdem fest: Basisnormen, die ein in den meisten Fällen ökonomisch begründetes Interesse gesellschaftlicher Großgruppen zum Ausdruck bringen, werden in der idealbegrifflichen Sprache zum nationalen Gesamtinteresse, zum Gesamtwohl erklärt. Dieser Anspruch auf die Gesamtwohlrepräsentanz wird durch den Zwang zu kollektivistischer Identifikation der Menschen in der modernen Großgruppengesellschaft verständlich – durch Identifikationen, deren innere Logik auf eine Art „letzte“ Identifikation mit einem abschlußhaft Umfassenden hinauswill.

In dieses Schema haben sich die meisten Parteigründungen im Übergang von der konstitutionellen Monarchie zur demokratischen Republik eingefügt. Ob es sich nun um Parteien – sogenannte „konservative“ – auf der Basis christlicher Fundamentalnormen, um Parteien – sogenannte „progressive“ – mit sozialistischen bzw. sozialdemokratischen oder um Parteien mit liberalistischen Fundamentalnormen handelte: Für sie alle gilt als der kennzeichnende Anspruch der Anspruch auf die monopolistische Definition des souveränen Volkswillens. Keine bedeutende demokratische Partei hat sich mit dem bindendemokratischen Anspruch auf einen Mehrheitswillen zufrieden gegeben. Dieser Zugriff der demokratischen Parteien

auf ein Definitionsmonopol des Gesamtwohls erklärt das spezifische politische Klima der modernen Wettbewerbsdemokratie, ein Klima, in dem ständig die Stimmung eines mühsam gezähmten ideologischen Bürgerkriegs herrscht und das deshalb die Gewöhnung an die Demokratie für viele so schwer macht. Es ist nicht der vergleichsweise harmlose Anspruch auf eine berufsständische oder sonstwie wirtschaftliche Interessenvertretung gesellschaftlicher Schichten, welcher seitdem das Charakteristikum des Parteienanspruchs im Licht der modernen demokratischen Volkssouveränität bildet. Nein – der Anspruch aufs Ganze ist es, um es so abgekürzt zu sagen.

Ich schließe mit einer bilanzierenden Bewertung: Im Licht der realbegrifflichen Sichtweise bestimmen zwei einander entgegengesetzte Grundeinstellungen das Verhalten der Menschen zur politischen Demokratie. Auf der einen Seite ist es die Einstellung, die aus der individualistischen Perspektive der politischen Freiheit resultiert; auf der anderen Seite ist es die Einstellung, die aus der kollektivistischen Perspektive der Volkssouveränität stammt. Die Erfahrungen, die sich aus den beiden konträren Einstellungen herleiten, erzeugen den konstitutionellen Kernkonflikt der modernen Demokratie. Sie besitzen in ihrer Gegenläufigkeit jede für sich ihre jeweils eigene Ambivalenz. Die individualistische Perspektive der politischen Freiheit präsentiert einerseits eines der Hauptkennzeichen der liberalen Demokratie westlichen Typs, in dem das demokratische Mitentscheiden und politische Mittun auf dem *individuellen* Engagement der Bürger beruht. Aus der individualistischen Perspektive der politischen Freiheit entspringt andererseits gerade wegen ihrer demokratischen Gleichverteilung die Erfahrung der Bedeutungslosigkeit und Ohnmacht des einzelnen, fraglos

die frustrierend-demotivierende politische Grunderfahrung in der modernen Demokratie. – In der kollektivistischen Perspektive der demokratischen Volkssouveränität kulminiert demgegenüber die Tendenz zu kollektivistischer Identifikation, die für die moderne Großgruppengesellschaft charakteristisch ist. Es ist dies ebenso fraglos die zum politischen Mitentscheiden und Mittun motivierende Tendenz. Sie bildet zugleich aber auch die die Demokratie permanent gefährdende *totalitäre* Tendenz, gefährdend, weil sie die Demokratie unter ungünstigen Umständen jederzeit in eine Bürgerkriegsstimmung hineintreiben kann. Es wäre leichtfertig, etwa unseren Staat, die Bundesrepublik Deutschland, gänzlich frei von dieser Gefahr zu wännen. Die kollektivistischen Identifikationen, die den gesellschaftspolitischen und den staatspolitischen Leitbildern der relevanten Großgruppen in der modernen Industriegesellschaft zugrunde liegen, sind nämlich „im Letzten“ nicht miteinander verträglich: weder die Identifikationen, die die Interessenverbände der Arbeitnehmer und der Arbeitgeber tragen, noch diejenigen, die in den Grundsatprogrammen der politischen Parteien zum Ausdruck gebracht werden. Trotzdem bleibt für die politische Realität der modernen Demokratie nur der Raum im Spannungsfeld zwischen der Scylla der Ohnmachtserfahrung und der Charybdis jener motivierenden und zugleich totalitären Tendenzen. Ein „Außerhalb“ gibt es lediglich für philosophische Konzepte auf der Grundlage der rein idealbegrifflichen Sprache, Konzepte, die auch heute noch in der erklärten Absicht ausgedacht werden, um den Gegensatz der Perspektiven mit Hilfe harmonisierender Konsenspostulate vergessen zu machen oder zu überwinden. Doch die Konsenspostulate sind und bleiben Fiktionen. In bezug auf die *reale Demokratie* stellt der beschriebene

Gegensatz zwischen der individualistischen und der kollektivistischen Perspektive des Wahlrechts das letzte Wort dar.

Anmerkungen

¹ Hans Kelsen, Vom Wesen und Wert der Demokratie, Tübingen 1929, S. 18

² Klaus Stern, Staatsrecht der Bundesrepublik Deutschland, München 1977, Bd. 1, S. 314.

³ BVG 5, 85, S. 204f.

⁴ Über diesen Unterschied vgl. als jüngsten Beitrag: Karl Homann, Rationalität und Demokratie, Tübingen 1988, S. 159ff. Vgl. auch W. Becker, Elemente der Demokratie, Stuttgart 1985, S. 60ff.

⁵ Vgl. Friedrich A. von Hayek, Die Verfassung der Freiheit, Tübingen 1971, 1. Teil.

⁶ Vgl. Hartmut Kliemt, Moralische Institutionen, Freiburg 1985, S. 88ff.

⁷ Vgl. Philipp Herder-Dorneich u. Manfred Groser, Ökonomische Theorie des politischen Wettbewerbs, Göttingen, 1977, S. 103ff.

⁸ Vgl. Odo Marquard, Abschied vom Prinzipiellen, Stuttgart 1981, S. 39ff.

⁹ Vgl. Jean Starobinski, 1789 – Die Embleme der Vernunft, Paderborn 1981.

Jetzt renoviert ein neuer Hauskredit alte Ansichten.



Unser neuer Hauskredit »M« bietet Ihnen bis zu 100.000 Mark ohne Grundschuld.

Für die Modernisierung von Ein- und Zweifamilienhäusern oder Eigentumswohnungen.

Sprechen Sie mit einem Kundenberater der Dresdner Bank.

Dresdner Bank



Filiale Gießen und Stadtweigstellen

Bernhard Jendorff

Perspektiven für den katholischen Religionsunterricht im Jahr 2000

Auf Akademieveranstaltungen stellen Religionspädagogen den derzeitigen Religionsunterricht auf den Prüfstand und holen Prognosen für den „Religionsunterricht 2000“ ein, obwohl das Fach Religion unter dem Dach des Schulhauses der Gesellschaft zwei Räume problemlos belebt. Sie bieten katholischen und evangelischen Christen juristisch fundierte Sicherheit. Theologisch und pädagogisch begründet wird im Religionsunterricht zielorientiert gearbeitet. Die christlichen Erzieher und Lehrer schließen nicht mehr hermetisch die Verbindungstür zu anderen Konfessionen. Sie mühen sich miteinander ab, kommunizieren an den Festen des Lebens, feiern aber aufgrund menschlichen Versagens in der Vergangenheit und Gegenwart nicht miteinander die Mitte ihres Glaubens.

Das Fach katholische Religion – und von diesem soll hier nur gesprochen werden – liegt z. Z. unter keinem lebensgefährlichen Beschuß. Keineswegs aus Wohlwollen. Religion und Glaube sind nicht mehr interessant. Christentum und Kirche sind in der heutigen Gesellschaft marginal. Primarstufenlehrer aus Frankfurt berichten aus ihrem Religionsunterricht, daß nur noch ca. 10% der Schüler aus kirchengebundenen Elternhäusern kommen. – Kirchlich engagierte Eltern fragen hartnäckig: „Warum lernen die Kinder im Religionsunterricht nicht mehr das, was wir noch lernen mußten?“ Sie sagen aber nicht, ob sie für das Fach Religion oder für das Leben als mündige Getaufte in einer sich wandelnden Gesellschaft lernten; ob sie mit dem Gelernten ihre Hoffnung

glaubend konservierten oder hoffend den Glauben in junge, lebenswerte Formen gestalten konnten. Sie machen keine Aussagen, auf welchen im Elternhaus und in der Kirchengemeinde gelegten Fundamenten ihr Religionsunterricht aufbaute.

Wird eine neue Krise des Religionsunterrichts herbeigeredet, obwohl heute Abmeldungen aus Gewissensgründen¹ oder auch aus gewissen Gründen selten sind, obwohl curricular konzipierte Rahmenrichtlinien die theologisch kopflastigen Rahmenpläne (Bildungspläne) ablösen?

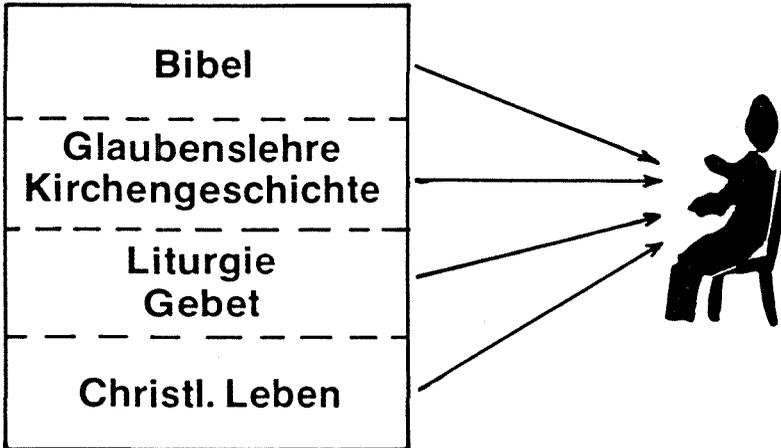
Im Religionsunterricht finden keine theologischen Materialschlachten mehr statt, in denen der Schüler Objekt fachwissenschaftlich fundierter Lernprozesse ist.

Religionslehrer, die eine anthropologisch gewendete Theologie vertreten, respektieren den Schüler als Subjekt seines Lernprozesses.

Im Mittelpunkt des Fachs katholische Religion steht der Mensch und Gott, die befreiende und Menschen heilende Botschaft Gottes und die vieldimensionierte Wirklichkeit. Der kognitive Lernbereich wird in korrelativen Lernprozessen nicht mehr überbetont.

Die Lehrbücher für das Fach Religion in der Primar²- und Sekundarstufe I³ haben ein hohes Niveau – nicht nur auf den ersten äußeren Blick; vor allem wegen ihrer didaktisch-methodischen Neuansätze. Mit den neueren Unterrichtswerken können junge Menschen anthropologische und theologische Fragestellungen eigenständig erarbeiten und angebotene Antworten verarbeiten. Der unterrichtsorganisatorische Akzent des theologischen

Thematischer Rahmenplan 1968



Curriculare Rahmenrichtlinien nach 1970

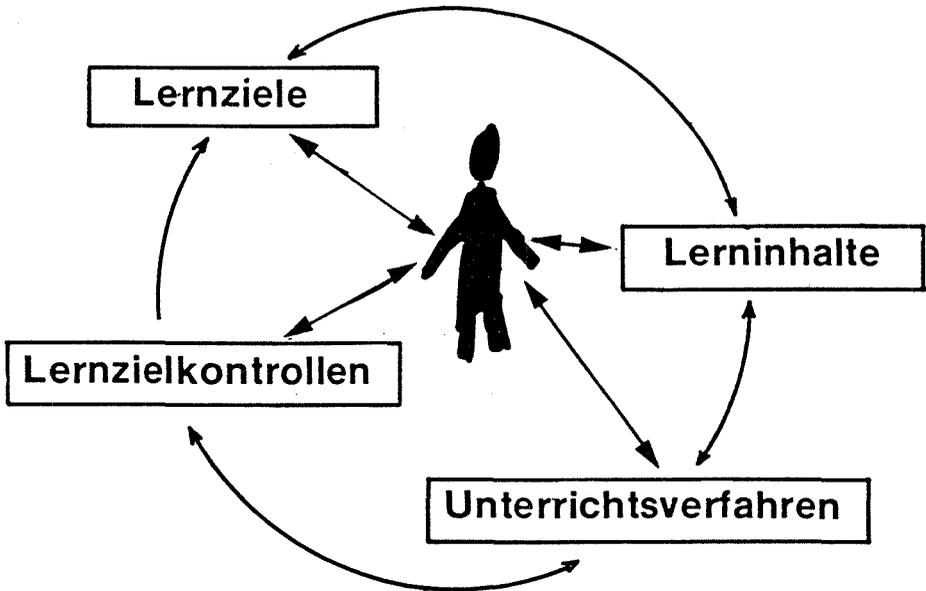


Abb.: 1

Lernbereiche:

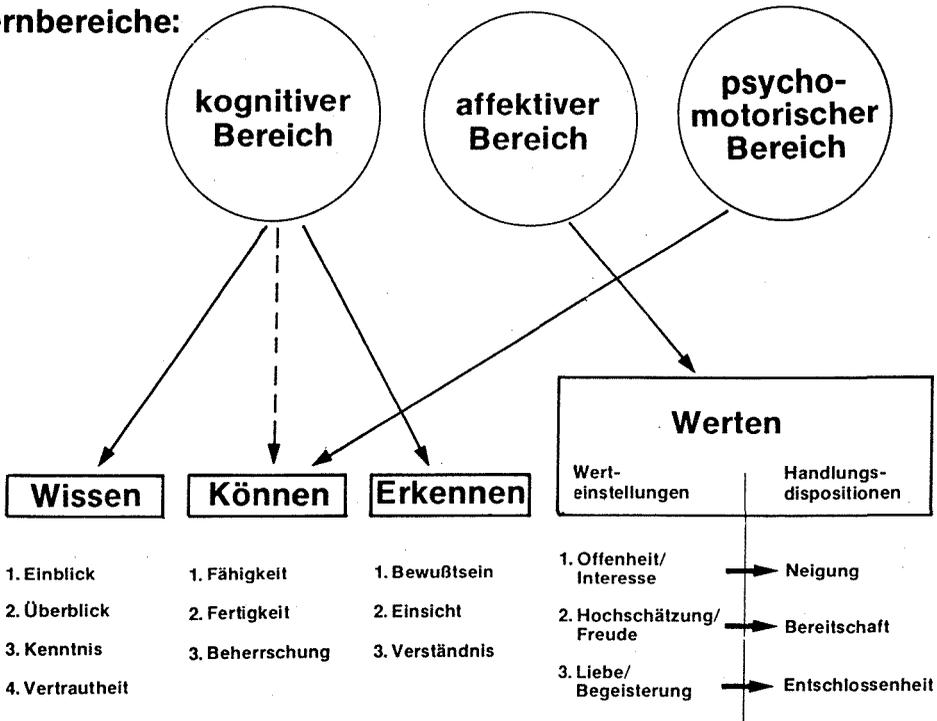


Abb. 2

Unterrichts in der Schule liegt heute auf differenziertem Arbeiten. Er wandelte sich vom Gesinnungs- zum Leistungsfach.

Religionslehrerinnen und -lehrer sind keine angepaßten Schafe ihrer bischöflichen Hirten, sondern Persönlichkeiten, die ihre Kirche kritisch lieben. Religionslehrer sind Botschafter ihrer Glaubensgemeinschaft an der Nahtstelle zwischen Kirche und Gesellschaft. Sie verstehen sich als Fürsprecher der jungen Generation. Deshalb erheben sie vernehmbar – gelegen oder ungelegen, in die kirchliche Großwetterlage passend oder ihr entgegenstehend – ihre liebende Kritik. Im Volk Gottes müssen endlich junge Menschen Raum finden, nicht nur, um mitleben, -bestimmen, -wirken, sondern um in ihrer spezifischen Form Mitglaubende sein zu können.

Die Selbständigkeit der Erzieher und Lehrer kann nur dann vital bleiben, wenn sie aus dem Leben, was unverfälscht den Geist des einzigen Herrn der Kirche enthält: das Evangelium Jesu Christi. Religionspädagogen bedürfen einer Spiritualität, die sich öffnet sowohl in die Horizontale wie in die Vertikale, zu Gott und zu den Menschen in konkreten Umständen eines geographischen Raumes und in einer nicht wiederkehrenden Zeit.

Dem Ausblick auf den „Religionsunterricht 2000“ liegen zwei empirische Untersuchungen zugrunde: eine Befragung Gießener Eltern, deren Kinder den Religionsunterricht in der Primarstufe besuchen⁴ und die Befragungsergebnisse der demokratisch gewählten Repräsentanten der Kirchengemeinden im Dekanat Gießen, der Pfarrgemeinderäte⁵.

Die Universitätsstadt Gießen repräsentiert bestimmt nicht die ganze religionspädagogische Landschaft der Republik, aber auch in Gießen ist ihre Wirklichkeit erfahrbare. Die Problematik des „Religionsunterrichts 2000“ kann zugespitzt dargestellt werden, wenn aus der Elternuntersuchung die Voten der beiden jüngsten Altersgruppen berücksichtigt werden.

E1: Eltern, die 26–30 Jahre alt sind und Religionsunterricht nach der anthropologischen Neukonzeption und der curricularen Wende genossen.

E2: Eltern, die 31–35 Jahre alt sind und vor 1970 in den Religionsunterricht gingen.

Wer sind die Eltern?

Religiosität und Kirchlichkeit werden in der Bundesrepublik Deutschland zu Merkmalen einer Alterskultur. Die Gießener Elternuntersuchung bestätigt diesen Trend.

Das Interesse der Eltern an religiösen Fragen ist nach ihrer eigenen Einschätzung schwach ausgeprägt. Ein deutlicher Bruch in der Religiosität ist zwischen E1 und E2 erkennbar. Je jünger die Eltern, um so größere religiöse Indifferenz bestimmt ihre Erziehung. Wenn aber Religion und Glaube im Elternhaus keine Rolle spielen, wenn Vater und Mutter Religion nicht vorleben und sie in ihrer Erziehung vernachlässigen, ist die nachwachsende Generation religiös behindert. Die Kinder verlieren bereits in frühen Jahren eine Dimension der Wirklichkeit. Im Elternhaus werden entscheidende Weichen zu einem sinnvollen Leben nicht gestellt.

Im „Religionsunterricht 2000“ werden Schüler aus a-religiösen Elternhäusern dominieren. Diese Vermutung wird verstärkt durch die Tatsache, daß derjenige Elternteil den Fragebogen beantwortete, der seiner eigenen Einschätzung nach ca.

16% mehr Interesse an Religion hat als sein nicht antwortender Ehepartner.

Die Eltern kommen (noch) nicht ohne Gott aus. Die jüngsten Eltern aber sind schnurstracks auf dem Weg zur Antwort: „Ich komme gut ohne Gott aus.“ – „Religionsunterricht 2000“ wird mit a-theistisch geprägten Kindern aus statistisch zur katholischen Kirche gehörigen Elternhäusern arbeiten. Wo haben Religionslehrer in einem zubetonierten religiös-christlichen-kirchlichen Vorfeld anzusetzen? Bestimmt nicht mit der Lehre der Kirche. Wahrscheinlich mit der Sensibilisierung für Zeichen und Symbole, für das „Mehr als“ das Machbare, Meßbare, das empirisch Faßbare. Lange Zeit wird im Religionsunterricht das Hinter-sinnen und -fragen eingeübt werden.

Die bekundeten Zweifel der Eltern „an der Richtigkeit vieler Lehren der katholischen Kirche“ sind auch Hinweis dafür, daß zukünftig vor allem in den Kommunikationsmedien argumentativ und zu einem vernünftigen Dialog einladend die Überzeugungen der Kirche vorzustellen sind. Zu lange begnügte sich die Kirche damit, daß ihre Lehren auf der Warmhalteplatte religiös-bürgerlicher Behaglichkeit abstanden, anstatt in einzuübenden Dialogen mit anders Denkenden die menschenwürdige, Menschen freundliche, ihr Leben fördernde Sinnmitte einsichtig zu machen.

Wenn Religionslehrer sich nicht auf die Sprach-, Denk- und auf die emotionale Ebene ihrer Schüler in nachvolkskirchlicher Zeit begeben werden, bleiben die Aussagen der Guten Nachricht Jesu Christi ungehört; sie lösen dann keinen Jubel, auch kein Entsetzen aus, trösten nicht und treiben nicht zu einem neuen Aufbruch an. Wenn der Religionsunterricht doch noch Zweifel auslöste, die durch adressatenorientierte Unterrichtsorganisationen zu verarbeiten sind!

Wenn Gottesdienstbesuch ein Indikator der Kirchlichkeit ist, dann hat der Religionsunterricht kaum Voraussetzungen. Er verneint sehr stark, den Gottesdienst „jeden Sonn- und Feiertag“ zu besuchen. Und das, obwohl die befragten Primarstufeltern die Erstkommunion ihrer Kinder irgendwie zu bewältigen haben oder hatten. Der Kreis der Gottesdienstbesucher in Deutschland wird weiter extrem überaltern. Schüler sprechen in ihrem Disko-Jargon von Gottesdiensten als „Versammlung der Grufties“. Die jungen Eltern sind keine Vorbilder mehr für ein religiös-kirchliches Leben. „Religionsunterricht 2000“ kann nicht mehr voraussetzen, daß Schüler erfahren, wie Christen ihren Glauben und ihre Hoffnung im Gottesdienst feiern. Der Religionsunterricht wird noch bedeutsamer als Kontaktstelle für die Eucharistie feiernde Kerngemeinde und die fernstehenden Elternhäuser, die sich aus den Lebensvollzügen des Volkes Gottes affektneutral verabschiedeten. Immer wieder ist auf die Gefahr der Überforderung des Religionsunterrichts und der Lehrer hinzuweisen. Sie können in einem 2-Stunden-Fach nicht das annähernd ersetzen, was früher Eltern von der Wiege an leisteten, indem sie alltäglich lebten, wie Christen von einem Standort aus Welt deuten; indem sie bekannten, daß Gott die Mitte ihres Lebens ist; indem sie von der Freude und der Mühe des Christseins mit ihren Kindern sprachen. Die Kirchengemeinden dürfen nicht ungeduldig werden und ihre Religionslehrer antreiben, um endlich zum „Eigentlichen“ im Religionsunterricht zu kommen. Sie haben zu bedenken, wer Heilmittel zu Schwerstverletzten in die Sinn-Wüste bringen will, muß lange Wege gehen. Er darf dabei nicht spirituell verdursten. Er muß von denen gestärkt werden, die in den Schutz gewährenden Kirchengebäuden knien. Hier sind Defizite festzustellen. Anwalt-

schaftliche Hilfen sind bei den Pfarrgemeinderäten einzuklagen.

Eigene Religionsunterricht-Erfahrungen bestimmen die Sicht der Eltern auf den Religionsunterricht und die Einstellungen ihrer Kinder. So ist es nicht uninteressant, daß die Eltern nur schwach ablehnen, ihr eigener Religionsunterricht sei „ein unbeliebtes Fach“ gewesen.

Wie sehen Eltern den Religionsunterricht ihrer Kinder?

Die jüngsten Eltern sind nicht, die etwas älteren sind über den Religionsunterricht ihrer Kinder informiert. Der Religionslehrer ist eine unbekannt Person. Die nachhaltig geforderte Kooperation zwischen Schule und Elternhaus findet nicht statt. Der Religionslehrer bleibt Einzelkämpfer. Er ist aber auch von den Kirchengemeinden weitgehend verlassen. Die Befragung der Pfarrgemeinderäte zeigt erschreckend qualitatives und quantitatives Unwissen über den Religionsunterricht. Informationen für Eltern und die Gemeinden sind notwendig. Die Gemeinden erkannten noch nicht die Bedeutung des Religionsunterrichts als unersetzlichen Lernort des Glaubens der nachwachsenden Generation. Wer den heutigen Religionsunterricht beklagt, traditionelle Inhaltsforderungen an ihn stellt oder den grundgesetzlich garantierten konfessionellen Religionsunterricht⁶ einklagt, muß sich fragen lassen, ob er nicht zur Kenntnis nehmen will, daß die religionspädagogische Dreieinigkeit – Leben des Glaubens in der Familie, sein Durchdenken in einer homogenen Schulklasse und die Praxis des Glaubens in der Gemeinschaft der örtlichen Kirchengemeinde – aufgrund aller soziologischen Daten nicht restauriert werden kann.

Die Zeugnisnote ist nicht selten der einzige Kontakt zwischen Religionsunterricht und Elternhaus. Religionsnoten sind extrem linkslastig; sie sind im Vergleich zu

gut. Religiosität und Kirchlichkeit des Elternhauses bestimmen die Note der Kinder indirekt mit. Schüler, deren Eltern an religiösen Fragen nicht interessiert sind, haben die „schlechteste“ Note: 2,20. Wo aber Religion, Glaube, Kirche im Elternhaus vorkommen, prägen sie das Kind, sein Interesse wird bewegt, die Lern- und Auseinandersetzungsbereitschaft steigt.

Alte Religionsunterricht-Vorurteile scheinen überwunden zu sein: Eine gute Religionsnote wird nicht gegeben, weil ein Schüler die Meinung des Lehrers hat oder äußert. Frömmigkeit des Schülers spielt bei der Notengebung ebenfalls keine Rolle mehr. Im Religionsunterricht darf nach Aussage der Eltern ein Schüler „seine eigene Meinung vertreten“. Mit mittlerer Intensität lehnen die Befragten ab, daß den Kindern „die Lehren der Kirche aufgedrängt“ werden.

Religionsunterricht ist nach Angabe der Eltern „gleich wichtig in der Schule wie andere Fächer“. Und das bei einem schwach ausgeprägten Interesse der Ersterzieher an religiösen Fragen. Schieben die Eltern die religiöse Erziehung aus Unfähigkeit auf die nächsthöhere Ebene ab und wollen sie, daß im Religionsunterricht qualifiziertes Bildungswissen vermittelt wird? Ein von Religionslehrern berichteter Mitgrund müßte verifiziert werden: Eltern akzeptieren den Religionsunterricht – besonders als Eckstunden –, um die eigene Betreuungszeit ihrer Kinder zu verkürzen. – „Religionsunterricht 2000“ wird einen Ansatz haben im Vertrautmachen mit den geistigen Überlieferungen der Gesellschaft. Aber bitte nicht nostalgisch! Religionslehrer sind keine Museumswächter, sondern gefährlich erinnernde Pädagogen, die Vergangenheit gebrauchen, um Zukunft zu gestalten.

Trotz des vorausgegangenen Votums für eine Gleichwichtigkeit des Religionsunterrichts im Fächerkanon, können sich die

Eltern nicht durchringen, dem Religionsunterricht „das gleich hohe Niveau“ zuzugestehen wie anderen Fächern. Auch hier sind die Altersgruppen gespalten: verneinende jüngere, bejahende ältere Eltern.

Aufrüttelnd ist die Beantwortung des Items „In der Schule sollte der Religionsunterricht abgeschafft werden“. Die jüngsten Eltern neigen zu einer Abschaffung. Die über den Religionsunterricht ihrer Kinder unzulänglich informierten Eltern stimmen nur schwach zu, daß hier „wichtige und interessante Fragen mit den Schülern behandelt“ werden. Für das Elternhaus ist das Binnencurriculum des Religionsunterrichts oft nicht durchsichtig. Es drängt sich auch die Vermutung auf, daß Religionslehrer die Botschaft des Glaubens und die Grundbefindlichkeiten junger Menschen, ihre Lebensfragen nicht optimal in eine Wechselbeziehung bringen. Wer eine Korrelationsdidaktik vertritt, muß aber selbst seine Mitwelt sakramental deuten können, „die Wirklichkeit nicht als Sache, sondern als Symbol“⁷ verstehen. Der christliche Glaube „läßt im Menschen eine Perspektive entstehen, in der er in den Dingen oder in der Geschichte die Gegenwart Gottes wahrzunehmen vermag“.⁸

Heutiger Religionsunterricht erhält von beiden Elterngruppen keine gute Note: 3,00 von E1 und 2,47 von E2. Eine Mitsache kann ausgeschaltet werden: Zukünftig sind vorschnelle, wenig vorbereitete christlich-katholische Hochgebirgstouren zu unterlassen. Wer nicht durch gläubige Eltern und eine sichernde Kirchengemeinde gehalten ist, stürzt ab.

Angesichts der eigenen schwach ausgeprägten Religiosität und Kirchlichkeit der Eltern überrascht es, daß sie nur schwach ablehnen: Der Religionslehrer kann davon ausgehen, „daß alle Schüler, die am Religionsunterricht teilnehmen, gläubige Menschen sind.“

Wie soll ein/e Religionslehrer/in sein?

Der unbekannte Religionslehrer soll – so die Eltern – mehr als ein Lehrer, eine Art Vertrauensperson für die Schüler sein. Ungläubige Eltern wollen glaubende Lehrer. Sie lehnen mit mittlerer Intensität ab: „Der Religionslehrer muß nicht alles glauben, was er im Religionsunterricht durchnimmt.“ Zeigen die Eltern auch selbst keine ausgeprägte Kirchenbindung, für den Religionslehrer wird sie gewünscht. Falsch ist es – gerade nach Meinung der jüngsten Eltern –, daß der Religionslehrer mit der Kirche nichts zu tun hat, ungebunden und frei ist.

Lehrer dürfen Religionsunterricht nur mit einer kirchlichen Unterrichtserlaubnis erteilen. Für die Verleihung der *Missio canonica* sind zwei Kriterien ausschlaggebend. Sie wurden den Eltern als Item zur Ablehnung oder Zustimmung vorgegeben: Die Eltern stimmen schwach zu, daß der Religionslehrer „in seiner persönlichen Lebensführung die Grundsätze der katholischen Kirche“ bejaht; etwas stärker bejahen sie, daß er „nach der Lehre und den Grundsätzen der katholischen Kirche“ Religionsunterricht erteilt. Das Zahlenmaterial belegt nicht einen Bruch zwischen dem persönlichen Leben der Lehrer und der im Unterricht vorzustellenden Lehren der Kirche, wohl aber eine Spannung, in und mit der alle Christen – so auch Religionslehrer – leben. Christsein ist ein unvollendeter Versuch, der auch im Religionsunterricht jungen Menschen bewußt werden sollte. Dabei verändert sich die Religionslehrerrolle. Er ist einer unter vielen, die hinfällig Christsein zu leben wagen. Auch er ist ein Glauben Lernender.

Die Pfarrgemeinderäte votieren sehr nachhaltig für ein authentisches Christsein der Religionslehrer. Sie wünschen,

daß ihre Botschafter, die „dienstlich“, „beruf(ung)smäßig“ mit Religion und Glaube zu tun haben, sich im Privatleben nicht davon distanzieren. Unterlassene religiöse Hilfeleistung nach Dienstschluß hat folgenschwere Konsequenzen. Das muß kommenden Religionslehrergenerationen im Studium vor Augen geführt werden. Religiöses Lernen braucht Vorbilder, – besser – Modelle christlichen Handelns. Es ist zu wünschen, daß Religionsphilologen, die eine Spiritualität der Christen berufsbezogen entfalten – suchend, tastend auf dem Weg zur neuen Stadt Gottes auf dem Berg, aber voller Hoffnung, daß dieses Leben gelingt.

Die Gretchenfrage: Wie hältst Du's mit der Konfessionalität?

Die beiden Elterngruppen halten es nicht für sinnvoll, daß ihr Kind „einen nach Konfessionen getrennten Religionsunterricht erhält.“ Bei den jüngsten Eltern ist das Konfessionsbewußtsein im kognitiven wie im emotional-affektiven Bereich verflüchtigt. Sind Mitursachen bekannt, können Veränderungen eingeleitet werden. Eltern erzogen nach 1945 weitgehend traditionslos. Sie vermittelten nicht, daß konfessioneller „Stallgeruch“ auch etwas Positives ist. Die systematisch- und historisch-theologischen Unterschiede der beiden Abteilungen der einen Expedition „Nachfolge Christi“ wurden nicht dialogisch-argumentativ einsichtig gemacht.

Nach Heraklit⁹ kann man nicht zweimal in denselben Fluß steigen – so auch nicht in den religionspädagogischen. Vor 25–30 Jahren bestand vielleicht noch ein Problem evangelisch-katholisch. Heute heißen die Gegensätze: religiös im weitesten Sinne – entkirchlicht, entchristlicht, a-religiös. Es kommt für den „Religionsunterricht 2000“ darauf an, indifferenten Menschen das Christentum vorzustellen und

nicht die Differenzen der Unterabteilungen der gemeinsamen Expedition „Nachfolge Christi“ zu betonen. Fernstehende verstehen ohnehin nicht Theologengezänk. „Religionsunterricht 2000“ hat die Chance, eine christliche Vielfalt in Einheit den Schülern anzubieten, den Blick über den Kirchturm hinweg zu weiten, die gemeinsame Wurzel zu beleben und zu dem gemeinsamen Weg des Volkes Gottes auf sein Ziel hin einzuladen. Der „Religionsunterricht 2000“ wird prinzipiell eine ökumenische Struktur haben müssen. Wenn Christen sehen, daß kommende Schülergenerationen religiös Schwerstverletzte sind, die des Notarztes bedürfen – ob er katholisch oder evangelisch ist, bleibt *cura posterior* –, müssen sie gemeinsam für diese Menschen da sein.

Deutschland ist ein neu zu entdeckendes Missionsland. „Religionsunterricht 2000“

wird hoffentlich nicht die Fehler christlicher Missionsarbeit vergangener Jahrhunderte nachbuchstabieren.

Anmerkungen

- ¹ Vgl. Art. 4 (1) GG.
- ² Vgl. Halbfas, H.: Religionsbuch für das 1.–4. Schuljahr, Düsseldorf 1983 ff.
- ³ Vgl. die Bände für die Jahrgangsstufen 5–10 von Trutwin, W.: Zeit der Freude; Wege des Glaubens; Zeichen der Hoffnung, Düsseldorf 1980 ff.
- ⁴ Jendorff, B.: Eltern von Primarstufenschülern zum Religionsunterricht. Ergebnisse einer Umfrage, in: KatBl 112 (1987) 882–889.
- ⁵ Jendorff, B.: Pfarrgemeinderäte zum Religionsunterricht. Meinungen und Analysen eines Dekanats, in: Anzeiger für die Seelsorge 97 (1988).
- ⁶ Vgl. Art. 7 (3) GG.
- ⁷ Boff, L.: Kleine Sakramentenlehre, Düsseldorf ³1982, 114.
- ⁸ Ders., 115.
- ⁹ Heraklit, Fragment 91.



200+10 Jahre Forstwissenschaft an der Universität Gießen

Die Zeit einer ununterbrochenen forstlichen Lehrtradition in Gießen dauert länger als an jeder anderen Universität. Seit dem Sommersemester 1778 gibt es hier forstwissenschaftliche Vorlesungen, zunächst freilich als Vortrag an anderer Stelle entstandener Lehren. Mit dem Herbst 1788 beginnt dann forstliches Lehren und Schreiben aus eigener Kraft. Ob man heute von 210 oder 200 Jahren spricht, in jedem Falle ist es eine runde Zahl von Jahren, die zur Rückschau reizt. Von den fünf berühmten Forstleuten, die man die „Klassiker“ ihres Faches nennt, haben drei mit Gießen zu tun, einer als Student – Georg Ludwig Hartig – zwei als Professoren: Johann Christian Hundeshagen und Carl Justus Heyer.

Es folgt schlaglichtartig Herausgegriffenes, mehr als Anregung zur Neugier denn als ausgewogenes Gesamtbild gedacht:

Der Physiokrat Schlettwein und sein Schüler Hartig

Im Vorlesungsverzeichnis der Gießener Ökonomischen Fakultät findet sich für das Sommersemester 1778 die Eintragung: „Schlettwein ... Um 8, Forstwirthschaft nach Succow“. Der Physiokrat Johann August Schlettwein (1731–1802) war der führende Kopf dieser im Jahre 1777 gegründeten Fakultät, eine sehr eindrucksvolle, eigenwillige, die finanziellen Schwierigkeiten seiner fürstlichen Partner theoretisch lösende, praktisch aber eher verschlimmernde Persönlichkeit. In Gießen, so heißt es im Journal von und für Deutschland von 1785,

zog ihm sein angenehmer und warmer Vortrag und die Gemeinnützigkeit seiner Lehren eine Menge Zuhörer aus allen Ständen zu. Regierungsräthe und Professoren, Ober- und Unteroffiziere von der Garnison, Studenten und Professionisten von allen Gattungen, mitunter auch wißbegierige Damen besuchten seine Vorlesungen.

Aus seiner Sicht von Sitte und Anstand war ein sehr erfolgreiches Jugendwerk eines zeitgenössischen Dichters so schlimm, daß er eine zornige Rezension verfaßte: *Briefe über die Leiden des jungen Werthers, Karlsruhe 1775*. Die „Einleitung in die Forstwissenschaft zum akademischen Gebrauche“ des Jenaer Professors Laurenz Johann Daniel Succow (1722–1801), die den ersten forstlichen Vorlesungen in Gießen offensichtlich unterlegt wurde, gilt als ein eher sammelndes als originelles Werk. Im September 1780 legt der 16jährige älteste Sohn eines Hessen-Darmstädtischen Oberförsters dem Rektor der Gießener Universität seinen in der Form einer Zunfturkunde gehaltenen Jägerbrief vor und schreibt sich in das Matrikelbuch ein: „Georg Ludwig Hartig, oeconomiae studiosus“. Dies ist der Name des im deutschen Sprachraum wohl bekanntesten Forstmannes, der je gelebt hat (1764–1837). Mit jener Immatrikulation beginnt etwas, das den berühmten Ertragskundler und Forsthistoriker Adam Schwappach zu dem folgenden Satz ermutigt:

Der erste Forstmann, welcher die empirischen Kenntnisse des holzgerechten Jägers mit der wissenschaftlichen Bildung der Kameralisten verband und dadurch eigentlich erst die Forstwissenschaft begründete, war Georg Ludwig Hartig (Schwappach 1903, 567).

Georg Ludwig Hartig unterwirft sich auch einem Einführungsritus, den man

„Deposition“ nennt. Der noch ungehobelte Neuling, der „Beanus“ (von *bec* = gelbschnabel, noch nicht flügger Vogel oder: *beanus est animal nesciens vitam studiosorum*) soll hierbei geläutert und zum Mitglied der akademischen Gesellschaft umgestaltet werden. Die darüber ausgefertigte Urkunde ist erhalten geblieben und wird hier abgebildet (Abb. 1). Solche Stücke sind sehr selten, da sie den Studienanfängern mitgegeben wurden und nur durch den Zufall in öffentliche Archive gelangten. In seiner Selbstbiographie vom Jahre 1816 erinnert sich Georg Ludwig Hartig gern an sein Studium in Gießen:

der Rektor ... machte mich auf diejenigen Professoren aufmerksam, die mir besonders nützlich werden konnten. Diese waren vorzüglich: der große Mathematiker Böhm, der vortreffliche practische Geometer und Planzeichner Werner, der gelehrte Physiker Müller, der rühmlich bekannte Staats- und Landwirt Schlettwein und andere vortreffliche Männer mehr, die mich freundschaftlich aufnahmen und zu meiner Bildung mitwirkten (G. L. Hartig 1816, 5f.).

Zu dieser Zeit hat G. L. Hartig bereits einen großen Namen. Er wirkt als Staatsrat und Oberlandforstmeister in Berlin. Die Philosophische Fakultät der dortigen Universität, 1810 durch Wilhelm v. Humboldt ins Leben gerufen, ernennt Hartig 1830 zum Honorarprofessor und ein Jahr darauf zum Ehrendoktor. Georg Ludwig Hartig trifft dort auch auf einen berühmten Agrarwissenschaftler: Albrecht Daniel Thaer (1752–1828). In einer späten „Encyclopädie der Cameralwissenschaften“, in zweiter Auflage 1819 herausgegeben von dem Berliner Geheimrat Theodor Schmalz (1760–1831) kommen beide als Autoren zusammen:

Herr Staatsrath Thaer hat den ganzen Abschnitt von der Landwirtschaft genau durchgesehen und durchaus berichtigt und verbessert. Herr Staatsrat Hartig hat den Abschnitt von der Forstwirtschaft ... ganz neu ausgearbeitet (Schmalz 1819, „Vorrede“ III).

In dreißig Büchern hat Georg Ludwig Hartig ein wohlgeordnetes forstliches Ge-

danken- und Lehrgebäude hinterlassen. Vor allem ist dies eine Lebensleistung des Ordners in einem der Ordnung damals sehr bedürftigen Wissens- und Wirkungsbereich. Georg Ludwig Hartig ordnet forstliche Verwaltung, ordnet forstliche Nutzung, ordnet forstliches Wissen und forstliche Lehre. Auf einem großen Obelisk, der für ihn in Darmstadt errichtet wurde, spricht ein Gedicht von „Licht in des Wissens Nacht und Nacht in gelichteten Wäldern, einend Natur mit der Kunst.“

Der Kameralist Friedrich Ludwig Walther

Im Oktober 1788 habilitiert sich Friedrich Ludwig Walther (1759–1824) in Gießen. Er lehrt 35 Jahre lang. Jenes Datum, nunmehr 200 Jahre zurück, ist für die Gießener Forstwissenschaften sehr wichtig. Friedrich Ludwig Walther wurde gelegentlich der Bedeutendste unter den Forstkameralisten genannt (z. B. Bernhardt 1874, 159). Wegen seiner praktischen Experimente handelt es sich eigentlich eher um einen Übergang zwischen Kameralistik und forstlicher „Klassik“. Während der Kameralist August Friedrich Wilhelm Crome (1753–1833) zwischen dem Wintersemester 1788 und dem Wintersemester 1801 forstwissenschaftliche Vorlesungen anbietet, findet sich die erste Ankündigung von Walther im Verzeichnis für das Sommersemester 1790: „Über den Grundsatz der Forstwissenschaft“. In dem gleichen Jahre erscheint seine Schrift „Grundsätze der Forstwissenschaft“. Das erste von 11 forstlichen Büchern, ein „Handbuch der Forstwissenschaft“ hat er bereits 1787 herausgebracht. Sowohl Crome als auch sein Konkurrent Walther haben vor ihrer Hinwendung zu den Staats- und Wirtschaftswissenschaften Theologie studiert und sind als Erzieher (Hofmeister) tätig gewesen.

DEPOSITOR. PUBLICUS
ACADEMIÆ
HASSO-GIESENÆ

Io. Antonius Moesli.
Lectori salutem precatur plurimum.

Receptissima est, & a longa memoria probata consuetudo, Academicis cæteribus initiari certis quibusdam ritibus, quos inter omnium primus, DEPOSITIO, quo inauguratione atque initium exerceri solent tyrones in propylæo, ut in Academicum triclinium eo purgatus & limatus intromittantur. Istitis vero excipiuntur ^{novi} advenientes, monenturque, non a delitiis & voluptatibus incipi studia ac finiri, sed prima principia esse dura, media amara, ultima læta. Nec sine ratione istiusmodi actus & ritus a Majoribus institutus fuit, qui ab Atheniensibus per longas ætates ad nos venit longo admodum itinere. *Athenis* in Græciæ Paradiso nati sunt primi DEPOSITORES, & a primis eunabulis adsciti, postea in Italiam, hinc in Germaniam nostram transmigrarunt. Vel sola igitur canitie si venerabilis tantum esset, ille *Depositionis* ritus, defendi tamen idem tuto posset, contra quosvis olores & derisores, qui pupulis eum differunt, & ex Academicis proscribunt: progymnasma namque est & præludium ad seria eruditionis certamina. Sic merito quondam *Anacharsis Scythæ*, cum juvenes Athenienses inter se mixtim luctantes, & pomis corollisque donatos, barbarorum more rideret, monitus est a *Solone*, Græcorum suæ ætatis sapientissimo, cujus audiendi gratia & iste *Athenas* venerat, haud ridenda esse talia juvenutis exercitia ludicra, quibus ad altiora excitentur alacres, & cupidi virtutum laudisque animi. Reperias & hodie multos qui *Anacharsin* imitantes, institutum hoc Academicum, ut leviculum exagitant, sed quod *Solon* respondit *Scythæ*, id & nos; Sapiens enim Vir solennium Ludorum auctoritatem ex instituto antiquo tuebatur, volebatque, ut moverentur termini morum antiqui. Idem & nos facimus, moti reverentia Academicæ Antiquitatis, quæ morem illum *Depositionis* per manus nobis tradidit & commendavit. Suæ cuique rei sunt initiationes. Infula & baculus Episcopo datur: quam vero minus summæ dignitatis spectabilia signa! Non auri sunt se opponere *Gregorius Nazianzenus* vel *Basilii traxia* solenni Athenis. Nec laudabili huic ritui *Depositionis* refragatus fuit.

Mag. Georgius & Ludovicus Hartig,
Glædenbacheri.

qui libens Academico huic se subiecit mori, eo ipso nunc initiatus & in numerum Studioforum rite relatus; quo præsentis Depositoris publici Sigillo munice attestantur Licentia, & Gießæ Hassorum, die XXV. Septbr.
Anno 1780.



Abb. 1: Depositionsurkunde für Georg Ludwig Hartig

Der mit praktiziertem Christentum gepaarten ungewöhnlichen Bescheidenheit Walthers entspricht eine Bemerkung in seinem forstwissenschaftlichen Lehrbuch von 1795:

Forstwissenschaft ... hat nur Regeln, keine Universalregeln, nur generelle, und es gibt in ihr kein Bestes, sondern nur (außer dem Schlechten nach Graden) ein Gutes und ein Besseres. Deshalb stirbt auch der Greis in Forstsachen als ein Schüler. Ein ernsthafter Wink zur Bescheidenheit in Behauptungen und Versprechungen in Forstsachen!

Wie ein Leitmotiv für die mit Walther in Gießen beginnenden forstlichen Forschungen wirken die folgenden Sätze aus dem gleichen Buch:

Das höchste leitende Prinzip für den praktischen Forstmann besteht in Beobachtung, Zusammenstellung und Schätzung ähnlicher Fälle. Allerdings ist es ihm aber erlaubt, da, wo die Beobachtung ähnlicher Fälle nicht hinreichende Bestimmungsgründe an die Hand gibt, seine Bestimmungsgründe aus einer erfahrungsgemäßen Theorie herzuziehen. Nur lasse sich kein Dogmatiker vom Stolz hinreißen, die Forstökonomie zu einer Wissenschaft a priori erheben zu wollen; sondern immer soll der vernünftige Theoretiker mit dem wahren Empiriker in einer Person vereinigt sein, um auf diesem Wege das Ziel zu erreichen, das der Ökonomie vorgesteckt ist.

Das besondere Interesse Walthers gilt der Botanik. Im Jahre 1802 erscheint seine „Flora von Gießen und der umliegenden Gegend ... nebst einem illuminirten Plan des neuen forstbotanischen Universitäts-Gartens ...“ Zu dieser Zeit wird aus einem rund 3,5 Morgen großen Amtsgartenge-lände – angrenzend an den etwa 1 200 qm kleinen botanischen (Heilpflanzen-)Garten – ein forstbotanischer Garten als Demonstrations- und Versuchsfeld für den forstlichen Unterricht, als Gelände für Anbauexperimente mit fremdländischen Baumarten und als Baumschule für Pflanzversuche in den Wäldern der Umgebung. Jene von Walther im April 1801 vermessene und schön gezeichnete Karte zeigt 6 durch Alleen und Rabatten begrenzte Teile: Frühlingsquartier, Meierei für „ökonomische Gewächse“, Sommer-

Winter-, Herbstquartier und rings um ein Gewässer „das Rosenthal“. Walther widmet der Gestaltung des forstbotanischen Gartens einige Liebesmühe und zieht aus den dort veranstalteten Anbauversuchen in seinem „Lehrbuch der Forstwissenschaft“ abwägend-vorsichtige Konsequenzen (Walter I, 1803, §368, II, 1809, §§63–65). Nach dem Tode von Walther wird der botanische Garten der Universität durch die Einbeziehung des Forstgartens vervielfacht. Trauernde Freunde errichten dort im Jahre 1826 ein Denkmal: *FRIDERICO LUDOVICO WALTHER NAT MDCCLIX DENAT MDCCCXXIV; POSUERUNT MOERENTES AMICI; NON SIBI SED LITTERIS AC PATRIAE VIVENTI SUI MEMORES ALIOS FACIENTI MERENDO NIHIL HUMANI A SE ALIENUM PUTANTI* (Abb. 2). Die Platanen beiderseits sind so alt wie das Denkmal. Die Sprache der Inschrift paßt zu F. L. Walther, findet sich doch unter seinen Büchern ein „Lateinisch-Teutsches und Teutsch-Lateinisches Landwirtschaftliches Handwörterbuch zum Gebrauch der studirenden Jugend.“

Johann Christian Hundeshagen, Systematik im Vormärz

Um die Ausbildungsstätte für Forstleute in Gießen zu erhalten und auszubauen, wird nach dem Tode von Walther eine staatliche Forstlehranstalt gegründet. Mit der Leitung beauftragt und auf einen *forstwissenschaftlichen* Lehrstuhl an der Universität berufen wird Johann Christian Hundeshagen (1783–1834). Unter den forstlichen Klassikern ist Hundeshagen die am ehesten genial-spekulative, systembildende Persönlichkeit und wohl am wenigsten in Übereinstimmung mit den herrschenden Kräften seiner Zeit. Bereits als



Abb. 2: Denkmal für Friedrich Ludwig Walther. Im Hintergrund der Stammfuß einer der beiden Platanen, die bei der Errichtung des Denkmals im Jahre 1826 gepflanzt wurden.

Professor der Forstwirtschaft in Tübingen zwischen 1818 und 1821 ist Hundeshagen mit einer freiheitlichen akademischen Bewegung aufrührerisch verbunden. Sein Sohn Karl Berhard (1810–1872), der als Privatdozent in Gießen mit den burschenschaftlichen Revolutionsvorbereitungen prominent verbunden ist und später als Theologe berühmt wird, charakterisiert ihn als entschiedenen Anhänger der Freiheitsbewegung und eines deutschen Einheitsgedankens. Es gibt auch deutliche Indizien, die auf Johann Christian Hundeshagen als eine wichtige Hintergrundpersönlichkeit der Gießener Konspirationen weisen und zwar zusammen mit Prof. Ph. F. W. Vogt (1787–1861) und dem Advokaten Follenius. Die nach dem Mißlingen des Revolutionsversuchs von 1833 einsetzenden Untersuchungen belasten den Gießener Forstwissenschaftler. Zu dieser Zeit ist er aber schon todkrank. Zwei seiner Söhne müssen das Land verlassen (Immel 1934). Die *forstwissenschaftliche* Bedeutung von Hundeshagen faßt Bernhardt so zusammen:

Der Erste, welcher in scharfer systematischer Gliederung emporschritt über die Meister ... der Erste, welcher das ganze Gebiet forstmännischen Wissens und seiner naturwissenschaftlichen, mathematischen und wirtschaftswissenschaftlichen Begründung mit klarem Blick überschaut und eine Reihe neuer wissenschaftlicher Aufgaben einfügte in die Tagesordnung der Forstwissenschaft, war Johann Christian Hundeshagen. Mit ihm tritt das spekulative Element in einer bisher nicht gekannten Stellung in die Forstwirtschaft ein; mit ihm gewinnt die reine Wissenschaft auch für die Forstleute an Bedeutung, und von ihm geht eine Schule aus, welche die wissenschaftlichen Ziele viel schärfer ins Auge faßt, als dies seither geschehen war (Bernhardt 1874, 320 f.).

Hundeshagen verwendet als erster einen Begriff, der im Mittelpunkt einer bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts hinein wirksamen forstmathematischen „Gießener Schule“ gesehen werden kann: *forstliche Statik*. Diese definiert er als „Meßkunst der forstlichen Kräfte und Erfolge.“ Auch

das *Normalwaldmodell* findet sich bei ihm in früher Ausprägung: eine in forstlichen Vorstellungen noch heute dominante Konstruktion des räumlichen Nebeneinanders von Waldzuständen, die im einzelnen Bestand zeitlich aufeinander folgen. Aus der Sicht späterer Verehrer gilt die Systematik der Forstwissenschaften als größte nachwirkende Leistung von J. Chr. Hundeshagen. Im Jahre 1831 läßt er sich von der Leitung der Forstlehranstalt entbinden. Diese wird als Universitätsinstitut in die Philosophische Fakultät eingegliedert. Dies ist die Gründung des *ältesten Universitäts-Forstinstituts der Welt*, die Gießener Forstwissenschaftler später immer betont und mehr als 100 Jahre lang anlässlich der üblicherweise zu feiernden Zeitspannen festlich gewürdigt haben.

Der pragmatische „Klassiker“ Carl Justus Heyer

Ein Jahr nach dem Tod von Hundeshagen wird Carl Justus Heyer (1797–1856) Ordinarius für Forstwissenschaft in Gießen. Er ist bereits früher an der Forstlehranstalt tätig und vor allem für Praktisches zuständig gewesen. Nach heftigen kollegialen Auseinandersetzungen hat er Gießen schließlich verlassen und ist vier Jahre lang Leiter der Erbach-Fürstenauschen Forstverwaltung gewesen. Dort hat er mit einer ungewöhnlichen Bekleidung – schwarzer Seidenhut und roter Regenschirm – einiges Aufsehen erregt, aber letztlich durch große organisatorische und waldbauliche Erfolge allgemeine Anerkennung gefunden. Sein Wirken in Gießen wird letztlich durch ein Denkmal gewürdigt, auf dem sich drei Titel finden: *Revierförster*, *Forstmeister* und *Professor*. Der *Revierförster* Heyer übernimmt im Jahre 1824 die Betriebsleitung für den Gießener Stadtwald und andere Gemeindeforsten. Er findet große entwaldete Flä-

chen vor, auf denen je ha nur noch etwa 6 morsche und unwertbare Alteichen übrig geblieben sind. Heyer sagt:

Die Wüstenei brachte seit unvordenklichen Zeiten der Stadt keinen anderen Nutzen, als daß sie einer Herde Rindvieh der schlechtesten Rasse und 4 starken Schafherden von ähnlicher Qualität nicht sowohl zur Weide als vielmehr zur Hungerstätte gedient hatte. Sie dieser traurigen Bestimmung ferner zu überlassen, wäre . . . eine wahre Versündigung an der jetzigen wie an der künftigen Generation gewesen.

Bis zum Frühjahr 1829 gelingt ihm die Wiederaufforstung von etwa 400 ha Ödland, freilich behindert durch eine „Bürgerinitiative“. Die Gießener Viehhalter wollen die Weideflächen behalten, und Heyer sieht sich gezwungen, zur Nachtzeit bei Fackelschein pflanzen zu lassen. Im Jahre 1828 bereits wollen ihm die im Schlaf überlisteten Gießener ein Denkmal setzen und die Kulturen „Heyers Pracht“ nennen lassen (Weimann 1981). Dem *Forstmeister* Heyer als Leiter der Gießener Forstinspektion ist eine Koordinierungsaufgabe der Forstverwaltung anvertraut. Seine „kybernetische“ Vorstellung von Planung, Information und Anpassung liest sich in seinem Buch über forstliche Planung („Waldertrags-Regelung“) folgendermaßen:

Die Notwendigkeit, sogar die Nützlichkeit dieser Pläne hat man ganz mit Unrecht . . . bestritten, als ob die . . . für spätere Zeiten hin vorausbestimmten Betriebsvorschläge auch wirklich in derselben Zeit, Art und Ausdehnung zum Vollzug kommen *müßten*, während sie, ihrer Natur nach, bloß *Voranschläge* sein und andererseits nur einen summarischen Nachweis über die *möglichen* Mittel und Wege zur Erziehung und Sicherung des Waldnormalzustandes und somit zugleich eine Rechtfertigung des Verfahrens von Seiten des Reglers liefern . . . Sie sollen so zwar die *bloße Willkür* fesseln und den beliebigen Umsturz eines Wirtschaftssystems, welches seinem Wesen nach eine Regelung auf lange Zeiträume hinaus gebieterisch verlangt, verhüten, dagegen keineswegs diejenigen verbessernden Abweichungen ausschließen, welche die Fortschritte der Wissenschaft und Wirtschaft oder unvorhergesehene und oft unvorhersehbare Änderungen im Waldzustand hervorrufen und welche nach vorgängiger umsichtiger Prüfung als *wirkliche*

Verbesserungen oder als notwendige Maßregeln sich ausweisen.

Der *Professor* Dr. phil. Heyer beeindruckt seine Schüler durch eine glückliche Vereinigung von Wissen und Können, von Temperament und Sicherheit, von Kritik und Verständnis, von Theorie und Praxis. In dem schwierigen Revolutionsjahr 1848 ist Heyer Rektor der Ludoviciana. Der Forstwissenschaftler Heyer erkennt, daß gesicherte Erfahrungen über das Wachstum der Waldbestände notwendig und nur nach einer großen, umfassenden, koordinierten und langfristigen Anstrengung forstlicher Versuche erreichbar seien. Er greift die von seinem Kollegen Hundeshagen erstmals umrissene Idee einer „forstlichen Statik“ als „Meßkunst forstlicher Kräfte und Erfolge“ auf und macht einen praktischen Vorschlag. Seine „Anleitung zu forststatischen Untersuchungen“ gilt als erstes umfassendes Versuchsprogramm der forstlichen Ertragskunde. Den heutigen Leser dieser Schrift beeindruckt die Präzision, mit der Heyer Behandlungsweisen forstlicher Versuchsflächen beschreibt, wie sie noch heute praktiziert werden. Besonders bedeutsam ist der Stellenwert, den die Elemente des *Standorts* hierbei haben. Von einer geplanten Enzyklopädie der Forstwissenschaften sind nur zwei Teilwerke vollendet worden, die „Waldertrags-Regelung“ und ein Waldbaubuch, das eines der erfolgreichsten forstlichen Werke wird, die je geschrieben wurden. Postum erscheint die „Phanerogamen-Flora der großherzoglichen Provinz Oberhessen und insbesondere der Umgebungen von Gießen . . .“

Die Bodenreinertragslehre: M. Faustmann und G. Heyer

Im Jahre 1849 veröffentlicht Martin Faustmann (1822–1876), ein Schüler von Carl Heyer, einen aufsehenerregenden Artikel mit dem Titel: „Berechnung des Wer-

tes, welchen Waldboden sowie noch nicht haubare Holzbestände für die Waldwirtschaft besitzen“. Der Autor ist erst 27 Jahre alt. In jener Abhandlung findet sich die *Faustmannsche Formel* des Bodenertragswerts, aber auch die Grundformel der späteren *Waldreinertragslehre*. Die Nachwirkungen jenes Artikels reichen bis in die Gegenwart. Paul A. Samuelson, Träger des Nobelpreises für Wirtschaftswissenschaften, sieht dies in einer Abhandlung über „Forstwirtschaft in einer sich entwickelnden Gesellschaft“ so:

Although I am not a specialist in the field of forest economics, I have been reading a couple of dozen different analyses ranging over the last two centuries that grapple with optimal steady-state rotation periods. The economic analysis in most of them is wrong. In some it is very wrong. In others it is not quite right. In at least one case, the remarkable 1849 German article by Martin Faustmann, the analysis does come close to an essentially correct solution (Economic Inquiry 14, 1976, 469).

Faustmann ist ein wichtiger Wegbereiter auf dem Weg zur *Bodenreinertragslehre*, die von dem Gießener Professor Gustav Heyer (1826–1883) in prominenter Weise vertreten wird und seitdem in der Gießener Forstwirtschaft eine zentrale Bedeutung gewinnt. In diesem Zusammenhang zu nennen sind u. a. die Namen Richard Heß (1835–1916), Karl Wimmenauer (1844–1923), Wilhelm Borgmann (1869–1931) und Gerhard Reinhold (1895–1963). Die Bodenreinertragslehre geht von der Kulturinvestition auf einer Blößenfläche aus und befaßt sich mit den diskontierten Werten der erwarteten kostenfreien Erträge unter Einrechnung aller Kosten des Betriebes. Mit den dazu gehörigen Gleichungssystemen und Optimierungsmodellen ist eine frühe Konstruktion wesentlicher Elemente der *Investitionsrechnung* gelungen, der sehr viel später eine Neuentwicklung in allgemeiner Form folgt, die den forstlichen Vorläufer kaum beachtet.

Richard Heß, der letzte forstliche Enzyklopädiiker

Die Annexion von Hessen-Kassel und Hessen-Nassau und der Erwerb des Hessen-Darmstädtischen „Hinterlandes“ durch Preußen im Jahre 1866 verkleinert das Einzugsgebiet des Gießener Forstinstituts ganz wesentlich. Gustav Heyer wird für den Aufbau einer in Hann. Münden entstehenden Forstakademie gewonnen. Sein Nachfolger im Gießener Ordinariat ist Richard Heß. Dieser lehrt hier fast 42 Jahre lang bis zu seiner Emeritierung nach dem Sommersemester 1910. In einer Festrede zum 40-Jahres-Jubiläum als Professor wird ihm gesagt, daß alle Hessen-Darmstädtischen Forstleute des höheren Dienstes bis auf 7 zu seinen Schülern zählen. Es heißt, er habe seine Studenten das *Sehen im Walde* gelehrt. Richard Heß ist wohl der letzte Professor mit umfassender Beherrschung *aller* forstwissenschaftlicher Fächer, der es wagen kann, eine „Enzyklopädie und Methodologie der Forstwissenschaft“ *allein* zu schreiben und damit vielen ein als objektiv und zusammenfassend-informativ empfundenen Nachschlagewerk an die Hand zu geben. Betroffen stößt der heutige Leser im zweiten Buch dieser Enzyklopädie auf folgende Bemerkungen zu *Hüttenrauchschäden*:

Als eigentlich schädliche Bestandteile des Rauches sind Säuren, zumal schwefelige Säure, erkannt worden ... Von forstliche Maßregeln zur Abschwächung der in Rede stehenden Kalamität können höchstens Anbau besonders widerstandsfähiger Holzarten ... in der Umgebung der Werke ... in Betracht kommen. Sonstige Abwehrmittel würden in Gegenvorkehrungen bei dem Hüttenprozesse selbst bestehen, welche darin gipfeln müßten, das Diffundieren der schädlichen Gase in den Luftraum zu verhindern. Die Erhöhung der Schornsteine kann nur bewirken, daß sich die betreffenden Rauchgase in einem weiteren Umkreise verbreitern.

Auf dem Titelblatt steht das Erscheinungsjahr 1890! Mit forstlicher Patholo-

gie hat sich Heß intensiv befaßt. Das vor allem nachwirkende seiner Bücher ist der *Forstschutz*, der noch zu Lebzeiten des Autors zum dritten Mal neu aufgelegt werden muß. Es ist weitgehend der Überzeugungskraft von Heß zu verdanken, daß die zweite forstliche Professur als Ordinariat aufgewertet und eine dritte als Extraordinariat gegründet wird. Die Produktionslehre (Heß), die Gewerbslehre (Karl Wimmenauer) und Forstpolitik/Forstgeschichte/Forstverwaltung werden nun auf besonderen Lehrstühlen vertreten. Auch die Gründung einer dem Forstinstitut angegliederten Versuchsanstalt gelingt. Dies ist für R. Heß von so großer Bedeutung, daß er seine Antrittsvorlesung „über die Organisation des forstlichen Versuchswesens“ gehalten hat. Das Waldwachstumsdezernat der Hessischen Forsteinrichtungsanstalt betreut noch heute wertvolle Versuche, die von R. Heß vor mehr als 100 Jahren begründet worden sind. Dem *Forstgarten* am Fuße des Schiffenbergs, der im Jahre 1825 durch den Oberforstmeister v. Gall angelegt worden ist, wendet Heß seine besondere Liebe zu und gestaltet ihn als eine dendrologische Kostbarkeit. An sein Wirken erinnert eine dort nach seinem Tode gepflanzte Eiche und ein Denkmal.

Wilhelm Borgmann, Natur und Zahl

Im Jahre 1811 hält Wilhelm Borgmann (1869–1931), zuvor als Assistent in Eberswalde und als Oberförster tätig, eine vielbeachtete Antrittsrede als Professor in Tharandt. Darin bemüht er sich, „Gegensätze zwischen dem natürlichen und ökonomischen Prinzip in der Forstwirtschaft zu versöhnen“. Einer seiner Schüler, der im Vogelsberg wirkende und um Naturschutz besonders bemühte, prominente Forstmann Hermann Künanz (1896–1958) sieht die *Solidarität des ökonomi-*

schen und des natürlichen Prinzips an der Spitze der „Forstwirtschaftslehre Dr. Wilhelm Borgmanns“ (Konradsdorf 1932). Im Jahre 1917 wird Borgmann nach Gießen berufen. Eine frühere Bemerkung von Heß, die Gießener Schule der Forstwissenschaften sei *in der Hauptsache eine geradezu mathematische geworden* (Heß 1881, 28), wird durch Borgmann wieder verwirklicht. Die wissenschaftliche Begleitung der Natur des Waldes und der Forstkultur durch mathematische Modelle wird von ihm mit großer Beredsamkeit vertreten. Die Ausstrahlung dieser eindrucksvollen Persönlichkeit führt zu einem beachtlichen Zulauf. Seine Schüler nennen sich die *Borgmannianer*. Oft zitiert wird der Satz: „Das Rechnen ist der Wirtschaft Seele und die Zahl ihr letzter Beweis“. Kurz vor dem 100-Jahres-Jubiläum des Gießener Forstinstituts, dessen Feier er lange und intensiv vorbereitet hat, stirbt Wilhelm Borgmann an einer schweren Krankheit.

Auflösung des Forstinstituts

Im Jahre 1938 wird das Gießener Forstinstitut aufgelöst. Es hatte eigene Räume erst ab 1858 gehabt, zunächst in der alten Realschule (Weidengasse), dann in dem jetzt als städtisches Museum hergerichteten Wallenfelschen Haus, später im Universitätshauptgebäude (Ludwigstraße) und schließlich in einem früheren Spitalgebäude in der Braugasse. In der traditionsreichsten forstlichen Fachzeitschrift findet sich zu dem Ende des Instituts ein einziger Satz: „Der Herr Reichsstatthalter in Hessen hat ... Hann. Münden (bzw. Göttingen) als Hochschule für die Anwärter des hessischen Staatsdienstes bestimmt.“ In jener Zeit ist es nicht üblich, Maßnahmen der Obrigkeit öffentlich zu kritisieren. Eine publizierte Rückschau findet in den 30er Jahren nicht statt. Al-

lenfalls das 1932 erscheinende Buch von H. Künanz über die „Forstwirtschaftslehre Wilhelm Borgmanns“ könnte als ein subtiler Versuch in dieser Richtung gedeutet werden. Forststudenten gibt es dann in Gießen nicht mehr. Für Studierende anderer Fächer, insbesondere solche der Agrarwissenschaften, werden aber forstliche Vorlesungen weiter gehalten.

Dieser Versuch eines Rückblicks auf die 200-/210jährige forstliche Lehrtradition an der Universität Gießen muß unvollständig bleiben. Eine Reihe weiterer verdienstvoller Wissenschaftler wäre zu erwähnen. Wichtige Forschungsbereiche wären zu nennen. Mit Johann Wolfgang von Goethe ist die Gießener Forstwissenschaft wohl nur durch die Streitschrift von Schlettwein gegen den Werther und einen Briefkontakt mit F. L. Walther (Sophienausgabe IV, 16, 18) in Verbindung gekommen. Dennoch sei hier ein Achtzeiler aus dessen *Xenien* wiederholt, den der Gießener Forstwissenschaftler Heinrich Wilhelm Weber (1885–1931) in einer Abhandlung über J. Chr. Hundeshagen zitiert:

Gern wär ich Überlieferung los
Und ganz Original.
Doch ist das Unternehmen groß
Und führt in manche Qual.
Als Autochthone rechnet' ich
Es mir zur höchsten Ehre,

Wenn ich nicht gar zu wunderlich
Selbst Überlieferung wäre.

Literatur

- Bernhardt, A.:* Geschichte des Waldeigentums, der Waldgeschichte und der Forstwissenschaft ... Band 2, Berlin 1874.
- Boucsein, H.:* Die Bedeutung der Universität Gießen für Forstwissenschaft und Forstwirtschaft, Referate zum XIV. IUFRO-Kongreß, Sektion 01-02-11, München 1967, S. 123–137.
- Gundel, H.G.;* P. Moraw u. V. Press: Gießener Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Marburg 1982.
- Heß, R.:* Der forstwissenschaftliche Unterricht an der Universität Gießen in Vergangenheit und Gegenwart, Gießen 1881.
- Immel, R.:* Johann Christian Hundeshagen, AFJZ 110 (1934), S. 41–49.
- Reinhold, G.:* Die Geschichte der Forstwissenschaft an der Universität Gießen, Festschrift zur 350-Jahrfeier der Ludwigs-Universität – Justus-Liebig-Hochschule, Gießen 1957, S. 368–374.
- Schultka, W.:* 375 Jahre Botanischer Garten der Universität Gießen ... Gießener Universitätsblätter 17 (1/1984), S. 19–31.
- Schwappach, A.:* Forstgeschichte, in Handbuch der Forstwissenschaft, Tübingen 1903, 4, S. 515–598.
- Vanselow, K.:* Hundert Jahre Gießener Forstinstitut, Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft 9 (1/1932), S. 23–32.
- Weimann, H.-J.:* Zum 125. Todestag von Carl Justus Heyer, AFZ 36 (1981), S. 1350f.
- Weimann, H.-J.:* Gießener Vermächtnisse der forstlichen Statik, Forstarchiv 55 (1984), S. 60–65.
- Weimann, H.-J.:* Georg Ludwig Hartig als Ökologe, als Ökonom und als Landschaftsgestalter, Jb. Nass. Ver. Naturk. 109 (1987), S. 153–188.

Das Erbe der klassischen Antike heute *

Hochverehrtes Publikum!
Mit dieser Anrede begrüßte der Archäologe Peter Wilhelm Forchhammer vor knapp 150 Jahren in Kiel das Festpublikum aus Anlaß der Eröffnung der Antikensammlung. Forchhammer hielt einen großen Festvortrag, ein dreitägiges Volksfest schloß sich an, nachdem auf einem eigens dafür gecharterten Schiff die Gipsabgüsse der Elgin marbles, der berühmten Parthenonskulpturen, von London nach Kiel gelangt waren. Heute sind wir bescheidener: die Feier und auch meine Worte sind kürzer, anspruchsloser, gewissermaßen in proportionaler Entsprechung zu der heute geringen Bedeutung der Antike, unserer Vergangenheit allgemein. Damals in der Goethezeit, in der Zeit der Befreiungskriege in Griechenland, die zu einem gemeinsamen Anliegen des gebildeten Abendlands geworden waren, war die klassische Antike der Griechen das leuchtende, alles andere überstrahlende Vorbild. Das Vorbild, das den Weg zu einer Schönheit und Größe des Geistes weisen konnte, das zum Gegenpol eines finsternen Mittelalters verklärt wurde und das die mißverständene scheinbare Nähe von Gott und Mensch in der Antike zum idealen Trugbild freier Religiosität ohne die geistigen Fesseln des Christentums erhob. So wurde die klassische Antike zum Inbegriff freiheitlicher, künstlerischer und geistiger Bildung. Heute ist die Situation

grundlegend verschieden: Kernspaltung, Gentechnologie, aber auch die gewandelte Sozialstruktur – um nur einiges Beliebigeres herauszugreifen – stellen neue gesellschaftliche Aufgaben dar, deren Bewältigung gewiß nicht durch das klassische – man müßte eher sagen – klassizistische Bildungsideal geleistet werden kann. Das ist die eine Seite. Aber auf der anderen Seite hat sich auch unser Bild der Antike verändert. Mit dem tiefgreifenden Wechsel der Lebensverhältnisse hat sich auch der Blick des Altertumsforschers gewandelt; das Bild der Antike ist komplexer, aber auch widersprüchlicher geworden. Die idealistischen Vorstellungen antiken Griechentums – edle Einfalt, stille Größe – in der Goethezeit und noch in unserem Jahrhundert haben sich als eine Projektion eigener, überholter Zielvorstellungen auf die Antike erwiesen.

Bedeutet das nun, daß das Erbe der klassischen Antike aufgezehrt oder wertlos geworden ist? Sicherlich in seiner frühen Deutung. Doch nach wie vor und mehr denn je zieht es die Menschen nach Griechenland und seine antiken Kolonien in Unteritalien und Sizilien mit ihren eindrucksvoll in die Landschaft eingebetteten monumentalen Tempelbauten (Abb. 1). Zum Teil mag es das vielbeschworene Bildungsbürgertum sein, quasi letzte Enkel Goethes, die das Land der Griechen mit der Seele suchen. Doch immer mehr von traditioneller Bildung Unbelastete reisen gleichfalls dorthin, um vielleicht die Heimat des Alexis Zorbas mit eigenen Augen zu schauen oder die Musik eines Mikis Theodorakis in der da-

* Vortrag anläßlich der Eröffnung des Wallenfels'schen Haus mit der Antikensammlung der Justus-Liebig-Universität Gießen gehalten am 29. November 1987.



Abb. 1: Bassai, der hochklassische Apollontempel.

zugehörigen Umwelt zu erfahren. Und sie reisen wieder nach Hellas; sie besuchen auch die Museen dort und auch die bei uns, hören sich Vorträge an und bekunden so in gleicher Weise wie jene noch von einem klassischen Bildungsideal Geprägten, daß das Erbe der klassischen Antike weiterlebt, wenn auch in sehr unterschiedlicher Weise. Ich maße mir nicht an, die heutige Wirkungskraft der Antike definieren zu können, aber ich möchte Ihre Aufmerksamkeit auf einige Phänomene lenken, die mir das antike Erbe immer noch als kostbar und für uns bedeutsam erscheinen lassen.

Das Eindruckvollste in der Landschaft Griechenlands und seiner antiken Kolonien sind die mächtigen Tempel, die seit dem 18. Jahrhundert das Interesse der Mitteleuropäer auf sich gezogen haben (Abb. 2). Am 17. Mai 1787 schrieb Goethe nach seinem Besuch der Tempel von Paes-

tum an Herder: „es ist die letzte, und fast möcht' ich sagen, die herrlichste Idee, die ich nun nordwärts vollständig mitnehme“ (Italienische Reise). Aber was ist es, die herrlichste Idee, die heute noch den Besucher vor solchen Tempeln in bewunderndes oder gar andächtiges Staunen versetzt? Wie viele Bauwerke anderer Hochkulturen ist der griechische Tempel ein eigenständiger, in sich ruhender Baukörper, der sich nach allen Seiten klar abgrenzt. Doch trotz dieser überaus klaren Abgrenzung schließt sich der Bau nicht nach außen ab; er besitzt keine geschlossenen Außenwände wie die Sakralarchitektur anderer Hochkulturen, sondern Öffnung reiht sich an Öffnung und schenkt dem Bau eine unübertroffene Durchlässigkeit, geradezu Transparenz. Der allseitig umlaufende flache Sockel mit drei Stufen fordert geradezu zum Durchschreiten auf. Anders als andere Architektur öffnet sich der grie-



Abb. 2: Paestum, der frühklassische Heratempel.

chische Tempel nach allen Seiten; gemäß seiner Funktion als alleiniges Haus des Gottes besitzt er keine Eingangsseite, keine den Betrachter anlockende und bannende Fassade. Er ist nicht wie z. B. die Fassade einer Barockkirche Zielpunkt einer den Menschen lenkenden und auch einschränkenden religiös-kultischen Idee, sondern er ruht als das Haus des Gottes inmitten der Gemeinschaft der Griechen, kaum durch die drei Stufen herausgehoben. Und in gleicher Weise scharte sich die Gemeinschaft der Gläubigen um den vor der Ostseite des Tempels im Freien gelegenen Altar als Mittelpunkt der Liturgie. Dieser ungerichteten Ausstrahlung nach allen Seiten entspricht das Gleichmaß der tragenden Säulen, die in gleichem Abstand und in gleicher Höhe gemeinsam das schwer lastende Gebälk samt Dach tragen. Fest sind die vertikalen Säulen zwischen dem horizontalen Stufensockel

und dem Gebälk eingespannt, wobei das Gebälk durch seine Triglyphen den Rhythmus der Vertikale nochmals aufgreift. Die diametralen Gegensätze von Stütze und Last sind in ausgewogener Beziehung zueinander gesetzt; keines überwiegt, keines hat ohne das andere Bestand.

Trotz der Monumentalität der bis zu 25 Meter hohen Tempel wirken sie weder massig noch schwer. Die wuchtigen Säulen sind durch die lineare Struktur ihrer Kanneluren der Massenschwere optisch enthoben, das Gebälk war durch ein aufgemaltes Ornament aufgelockert. Unsichtbar, aber fühlbar scheinen alle Teile, Säule, Gebälk wie Ornament durch ein Ordnungssystem fester Proportionsverhältnisse harmonisch gebunden; alle Teile scheinen als Bestandteile eines großen gemeinsamen Ganzen in klar definierter Relation zueinander konzipiert. Doch in

Wirklichkeit begegnen sich am klassischen, dorischen Tempel zwei gegensätzliche Ordnungsprinzipien in der Säulenreihung und im Rhythmus der Triglyphen und Metopen, die fast gewaltsam an den Temeplecken als sogenannter dorischer Konflikt aufeinanderprallen. Sie sind ein sichtbares Zeichen für die Spannungen, die den griechischen Tempel in klassischer Zeit bestimmen. Und daher wirkt der Bau nicht streng oder erstarrt, sondern lebendig, unterstützt durch das Maßsystem: Finger, Fuß, Elle und Klafter, vom menschlichen Körper abgeleitete Maße – und eben nicht ein abstraktes Dezimalsystem – erfüllen die griechische Architektur trotz ihrer strengen Maßordnung mit Leben. Ein weiteres, und das ist vielleicht das entscheidende Geheimnis der Lebendigkeit des griechischen Tempels: trotz der streng rechtwinkligen Konzeption von Stütze und Last existiert z. B. am Parthenon nicht eine exakte Senkrechte oder Waagrechte. Kaum sichtbar, aber meßbar sind die Säulen leicht nach innen geneigt, die Standfläche und entsprechend das Gebälk sanft aufgewölbt; verhalten schwellen die sich nach oben verjüngenden Säulen an (1,75 cm bei 10,43 m Säulenhöhe = 1/600).

Das festgefügte Maßsystem und die orthogonale Ordnung werden durch diese verhaltenen Abweichungen ihrer strengen Rationalität entäußert. Dieser spannungsvollen Ausgewogenheit von strenger Ordnung und lebendiger Lockerung entspricht die Dialektik von Abgrenzung und Durchlässigkeit, von Massenschwere und Leichtigkeit des griechischen Tempels. In diesen ausgewogenen Gegensätzen und in dem Bezug auf den Menschen als grundlegendes Maß liegt meines Erachtens die besondere Ausstrahlung der griechischen Architektur, die besondere Botschaft des griechischen Tempels für uns.

Der fruchtbare Ausgleich der das Sein des Menschen prägenden Spannungen oder Gegensätze ist nicht nur das Leitmotiv der Parthenonzeit, der Hochklassik, sondern es ist ein ewig griechisches Thema. Aus der Spätzeit, dem 2. Jahrhundert vor Christus, entstammt das Phantasieporträt des greisen, erblindeten Homers, dessen Original verloren ist, dessen Eindringlichkeit durch diese römische Kopie in Paris jedoch kaum geschmälert erscheint (Abb. 3). Schonungslos ist seine körperliche Entstellung durch Alter und Blindheit durch die Stirnglatze, die tiefen deformierten Augenhöhlen, die nervösen Falten und das erschlaffte Gewebe sichtbar gemacht. Doch die hohe, mächtig gewölbte Stirn und die ruhige Symmetrie der Gesichtszüge bilden einen edlen Gegensatz; seiner körperlichen Entstellung wird seine

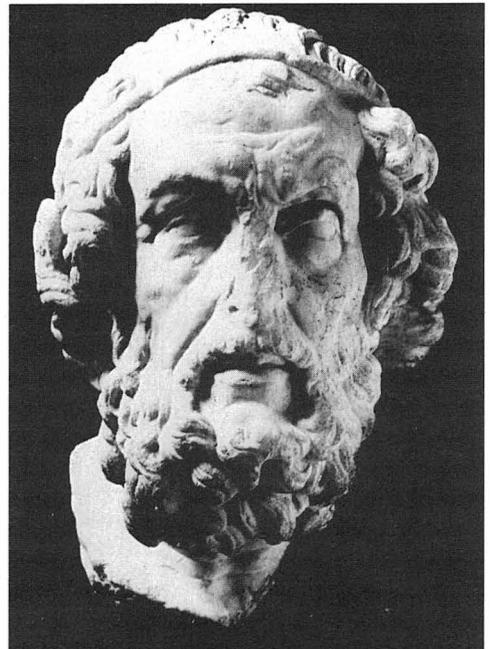


Abb. 3: Boston. Hellenistisches Phantasieporträt Homers; römische Kopie nach dem nicht erhaltenen griechischen Original.

geistige Größe entgegengesetzt. Mit der Stirnglatze kontrastiert das kaum durch die schmale Dichterbinde gebändigte volle seitliche Haupthaar und erfüllt das Greisenalter kontrapunktisch mit ungehemmter Vitalität. Ganz im Sinne Platons überstrahlt die geistige Frische, die edle Seele, den häßlichen Körper, freilich ohne ihn zu verbergen.

Diese Versöhnung des Gegensätzlichen setzt kritische Einsicht voraus, die beim einzelnen Menschen, beim Individuum einsetzen muß, wie es das Orakel von Delphi prägnant formuliert hat: ‚Gnòthi seauton‘ – Erkenne dich selbst, erkenne dein Menschsein! Diese Aufforderung spiegelt sich meines Erachtens auch in der bildenden Kunst, die ihre Aufgabe primär in der Gestaltung des Menschenbilds in immer wieder neuer Sicht findet, und sie gipfelt in der Erhebung der nackten jugendlichen Gestalt des Mannes zum Schönheitsideal (Abb. 4). Der archaische Kuros oder die Statuen der Olympiasieger in klassischer Zeit verkörpern in ihrer Nacktheit das Idealbild des Menschen in seiner Natürlichkeit. Diese Statuen tragen keine Gewänder oder Insignien, die wie bei den Statuen anderer Hochkulturen ihren gesellschaftlichen Rang manifestieren, sie erscheinen weder in herrscherlicher noch in sklavischer Pose. Sie stehen aufrecht und frei in ihrer kreatürlichen Nacktheit vor uns.

Das ihnen zugrundeliegende Schönheitsideal wurde folgewirksam von Johann Joachim Winckelmann an der Statue des Apollon im Belvedere in den Vatikanischen Museen formuliert und ist von seinen geistigen Erben als göttliches Menschenbild übernommen worden, als Symbol des menschlichen Strebens nach göttlicher Vollkommenheit bei den Griechen, und damit als ewiges Vorbild menschlichen Seins bis weit ins 20. Jahrhundert hinein mißverstanden worden. Die in die-

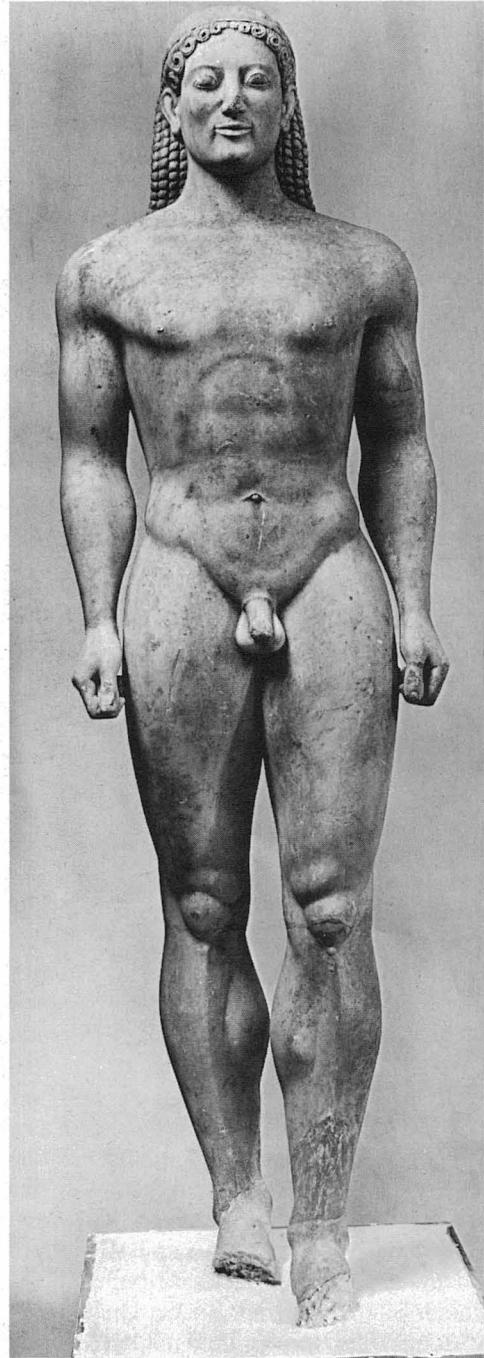


Abb. 4: Athen, Nationalmuseum. Kuros aus Anavysos, Grabstatue archaischer Zeit.

sem Anspruch in vielen Sonntagsreden zum Überdruß beschworene Vorbildhaftigkeit der Antike durch edle Einfach und stille Größe beruht auf falschen Voraussetzungen.

Trotz der idealen, göttergleich gedeuteten Gestaltung des klassischen Menschenbilds lebten die Griechen zu keiner Zeit in einem goldenen Zeitalter voll heiterer Lebensfreude, wie das aus Schillers Gedicht „Die Götter Griechenlands“ klingt. Schon in früher Zeit, gegen 700 vor Christus beklagt Hesiod, der böotische Dichter, das menschliche Elend: „Den sterblichen Menschen verbleiben / Schmerz nur und Leid, und sie sind dann wehrlos gegen das Unheil“ (Werke und Tage, 197). Und unüberhörbar artikuliert er die Einsicht in die Abhängigkeit von den Göttern, von Zeus: „ihn durch den die sterblichen Menschen verborgen und ruckbar, namhaft und namenlos sind, nach Zeus, des Gewaltigen Willen. Mühelos schenkt er Gewicht und verkümmert mühelos den wicht'gen, mühlos läßt er Glänzendes sinken, den Dürftigen steigen ... Zeus, der droben den Wetterstrahl führt und über der Welt wohnt“ (Werke und Tage, 1 ff.). Die Erkenntnis der Begrenztheit des Menschen in seinem Sein ist immer wieder mit unterschiedlicher Akzentsetzung formuliert worden. Pindar, der lyrische Dichter der Frühklassik, dessen Porträt wir seit wenigen Jahren durch einen glücklichen Fund kennen, hat es vielleicht am eindringlichsten ausgesprochen, wie nah und wie fern zugleich der Mensch den Göttern ist: „Ein Stamm: Menschen und Götter; von einer ja atmen wir, von einer Mutter wir beiden. Doch Macht von ganz verschiedener Art trennt uns, so daß hier ein Nichts ist, dort der eherne Himmel ein sicherer Sitz, eine ewige Bleibe. Doch kommen in etwas, sei's an hohem Geiste, sei's an Gestalt wir den Unsterblichen Nahe“ (Pindar, Nem. VI, 166).

Aber auch die großen attischen Dramatiker, die ihre Stücke für das Dionysostheater in Athen am Südhang der Akropolis geschrieben haben, haben die Begrenztheit des Menschen, seines Wollens und Handelns als zentrales Motiv thematisiert. Bei Aischylos steht der Konflikt des wissenden Menschen mit den Göttern im Vordergrund, der Kampf des Einzelnen allgemein gegen die höheren Mächte oder konkret gegen das von Zeus gesetzte Recht, dem er sich beugen muß: „Unerwartet kommen wird mir keine Trübsal. Mein Verhängnis muß ich denn, so leicht ich kann, ertragen, wohl erkennend, daß unüberwindlich der Notwendigkeit Gewalt.“ So läßt Aischylos Prometheus (101 ff.) sprechen. Des Menschen richtiges oder frevelhaftes Verhalten entspricht göttlichem Willen. „Gott läßt dem Menschen eine Schuld erwachsen, wenn er ein Haus ganz und gar zugrunde richten will“ zitiert Platon aus der verlorenen Tragödie „Niobe“ von Aischylos.

In ganz anderer Weise artikuliert Sophokles eine Generation später, nach der Mitte des 5. Jahrhunderts vor Christus, die Grenzen des Menschen. In seinen Tragödien ist der Mensch durch ethische und politische Normsetzungen bestimmt, an deren Gegensatz er zerbrechen kann. So wird Antigone schuldig, weil sie gemäß ethischer und göttlicher Verpflichtung ihren Bruder gegen das politische Gebot des Königs bestattet; einen Ausweg gibt es nicht, nur verschiedene Schuld. Antigone: „... Du! Wenn's Dir gefällt, mißachte, was den Göttern achtbar ist.“ Ismene: „Auch ich mißacht' es nicht. Doch der Gewalt des Staats zu trotzen hab' ich nicht die Kraft“ (Antigone, 76 ff.).

Ebenfalls in der Hochklassik wie Sophokles, aber als Dramatiker doch der jüngere, gelangt Euripides wiederum zu einer anderen Schau der menschlichen Begrenztheit. Ein zentrales Motiv seiner Dramen

ist die Abhängigkeit des Menschen von seinen Leidenschaften, die letztlich auch durch die Götter gesandt sind, wie z. B. die Liebe der Alkestis durch Aphrodite: „Du siehst, Admetos, wie mein Los gefallen ist, vernimm denn, eh' ich sterbe, was mein Wille ist. Ich liebe Dich, und höher als mein Leben galt mir dieses, daß Du fürder sähst der Sonne Licht: so sterbe ich statt deiner“ (Alkestis, 280 ff.).

Dieser vielfältigen Erkenntnis des Geworfenseins des Menschen steht in polarem Gegensatz das Streben nach Göttlichkeit

gegenüber, nach „homoiosis to theo“ wie es bei Pindar anklingt und wörtlich bei Platon ausgesprochen worden ist. Durch diese Hoffnung wird die Ausweglosigkeit der menschlichen Schuldhaftigkeit gemildert, ja sogar ausgeglichen; aber nicht im Sinne ausgewogener Harmonie, einer heilen Welt, sondern in einem permanenten spannungsvollen Ringen. Platon hat im Phaidros im Gleichnis der Seele als Pferdegespann dieses Ringens als schicksals-hafte menschliche Aufgabe ebenso sichtbar werden lassen, wie es die bildende



Abb. 5: Berlin (Ost). Kampf der Hekate gegen Klytios; Ausschnitt aus dem Kampf der Götter gegen die Giganten am Pergamonaltar.

Kunst in den Darstellungen gewaltiger mythischer Kämpfe des Guten gegen das Böse ausspricht (Abb. 5).

Das fortwährende Ringen um den Ausgleich prägt auch das politische Denken und Handeln der Griechen, dem wir vielleicht das kostbarste Erbe der Antike verdanken, die Demokratie. Das stete Thema der klassischen Antike, das spannungsvoll ausgewogene Verhältnis des Einzelnen zum Ganzen, das Ringen um die Versöhnung der Gegensätze hat in der Demokratie des 5. Jahrhunderts vor Christus, der Zeit des Perikles und des Parthenon, einen Höhepunkt gefunden, und bereits in der Antike ist diese Epoche zum nachhaltigen Vorbild geworden. Die Voraussetzung aber für alle diese Leistungen war die Erkenntnis der Begrenztheit des Menschseins, nicht seine Gottähnlichkeit. „Gnōthi seauton“ – erkenne dich selbst. Meine sehr verehrten Damen und Herren, wie in Kiel vor knapp 150 Jahren wurden damals überall in Europa Antikemuseen eröffnet, um dem Publikum – und das heißt ja ganz wörtlich Öffentlichkeit – eine konkrete Anschauung von der klassischen Antike durch Originale wie Abgüsse zu vermitteln. Dieser von dem damaligen Archäologen Forchhammer als Leitsatz seiner Tätigkeit verstandene Bildungsauftrag gilt meines Erachtens daher heute nach wie vor und verpflichtet uns Altertumsforscher, Sie an dem klassischen Erbe teilhaben zu lassen.

Wie seinerzeit, als König Christian VIII, die Stadt Kiel, die Universität und die Bürger in gemeinsamer Anstrengung die Antikensammlung aus der Taufe hoben, so haben hier in Gießen in beispielhaftem Zusammenwirken Stadt und Universität, die öffentliche Hand und private Institutionen sowie einzelne Bürger das Ihre getan, damit das Wallenfels'sche Haus mit seinen verschiedenen Sammlungen und einer durch Leihgaben, Schenkungen, Re-

staurierung und Neuerwerbung erweiterten und erneuerten Antikensammlung der Öffentlichkeit übergeben werden kann.

Ich freue mich, daß in Ergänzung zu unseren öffentlichen Vorträgen, den sporadischen Ausstellungen und der Arbeit an der Volkshochschule hier den Gießener Bürgern eine permanente Begegnungsstätte mit der Antike geschenkt werden kann. Ich freue mich, daß wir durch dieses Haus einen neuen geistigen Berührungspunkt zwischen Stadt und Universität gewonnen haben. Und ich bin Herrn Dr. Häring außerordentlich dankbar, daß er bereits bei meinem ersten Besuch spontan die Antike in seine Konzeption aufgenommen hat.

Danken möchte ich auch dem Hess. Minister für Wissenschaft und Kunst, der die Sammlung um eine schöne und wichtige griechische Vase aus Tarent bereichert hat. Und zu meiner großen Freude darf ich Ihnen mitteilen, daß wir dank Spenden des Rotary Club Gießen und eines anonymen Bürgers in Bälde zwei weitere Neuerwerbungen werden präsentieren können. Nur dadurch kann eine solche Sammlung lebendig bleiben, nur so sich ihr Bildungsauftrag ständig erneuern.

Dieses wohlwollende Interesse seitens der Bürger, der öffentlichen Hand und privater Institutionen an der Antikensammlung speziell und der Archäologie im Allgemeinen scheint mir kein Zufall, sondern Ausdruck eines wieder wachsenden Bewußtseins um die Notwendigkeit der Existenz der Vergangenheit.

Dem Zukunftsforscher Robert Jungk verdanken wir die treffende Formulierung, daß die Zukunft nur durch die feste Verwurzelung der Gegenwart in der Vergangenheit bewältigt werden kann, daß die notwendigen Normsetzungen, Maßstäbe für ein menschliches Dasein nur aus dem Wissen um die Vergangenheit gewonnen werden können.

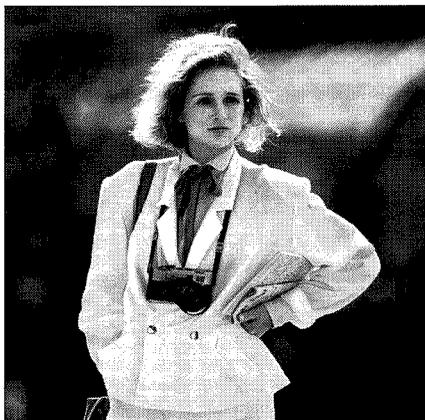
Lassen Sie mich mit einem Bild schließen: Nur ein tief wurzelnder Baum mit einem festen Stamm wird eine prachtvolle Krone entwickeln und allen Stürmen trotzen können. Der flachwurzeln, dünnstämmige Baum gerät leicht ins Schwanken und beugt sich den Strömungen der Zeit bald hier hin bald dorthin; jeder Sturm kann ihn entwurzeln, wie die jüngste Vergangenheit leidvoll gezeigt hat.

Mit dem Ziel, den Wurzeln eines mächtigen Baumes mit unseren bescheidenen Mitteln Nahrung zu geben, tragen wir Gießener Archäologen unsere Erkenntnisse in die Öffentlichkeit, haben wir unsere Schätze dem Oberhessischen Museum anvertraut.

Möge dieses Haus in diesem Sinne wirken!

Gießen, den 29. November 1987

Wer klare Ziele hat, erwartet viel von seiner Bank.



Mehr Information, mehr Beratung, mehr Erfahrung. Gemeinsam mit Ihnen finden wir immer die Antwort, die Ihnen Nutzen bringt.

Fragen Sie die Deutsche Bank.

Deutsche Bank 

Filiale Gießen · Marktplatz 4 · Telefon (06 41) 3 00 40

Helmut Wolf

Arvo Ylppö, Helsinki, der älteste Ehrendoktor der Medizinischen Fakultät Gießen *

Gemeinsam mit dem Dekan des Fachbereichs Humanmedizin, Prof. Dr. Dr. h. c. Dieter Ringleb, waren der Kinderarzt Dr. Johannes-Peter Rupp mit Frau aus Lich sowie der geschäftsführende Direktor des Zentrums für Kinderheilkunde, Prof. Dr. Helmut Wolf mit Frau, Ende Oktober 1987 zum 100. Geburtstag des Ehrendoktors der Medizinischen Fakultät der Justus-Liebig-Universität, Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Arvo Ylppö, in Helsinki.

In beeindruckenden Veranstaltungen zu Ehren nicht nur des ältesten Kinderarztes Finnlands, sondern auch des weltbekannten Gründers der Neonatologie – der Lehre vom Neugeborenen – feierten Vertreter des Gesundheitswesens, insbesondere der Kinderheilkunde und der Geburtshilfe aus allen Teilen der Welt gemeinsam mit dem Staatspräsidenten Finnlands und zahlreichen Vertretern des öffentlichen Lebens des kleinen nordischen Landes den 100. Geburtstag des Mannes, der auch für die deutsche Kinderheilkunde große Bedeutung erlangt hat.

Prof. Ylppö (Abb. 1) genöß sichtlich die ihm von allen Seiten dargebrachten Ehrungen, zunächst einmal in einem großen öffentlichen Konzert in der Finlandia-Halle des berühmten Architekten Alvar

Aalto. Der Erlös des Konzerts wurde der „Lea- und Arvo-Ylppö-Stiftung“ zugeführt. Diese Stiftung soll einen Lehrstuhl für Neuropädiatrie an der Universität Helsinki gründen helfen. Am Geburtstag selbst wurde in dem Halbrund der Universitätsaula am Senatsplatz, dem klassizistischen Zentrum Helsinkis, eine beeindruckende akademische Feier veranstaltet, umrahmt von musikalischen Darbietungen eines Jugendorchesters und eines Chors von Schülerinnen und Schülern. Der Zentenaar nahm selbst die Ehrung der alle 5 Jahre ausgewählten Ylppö-Medailen-Träger vor, Prof. Abraham Rudolph,

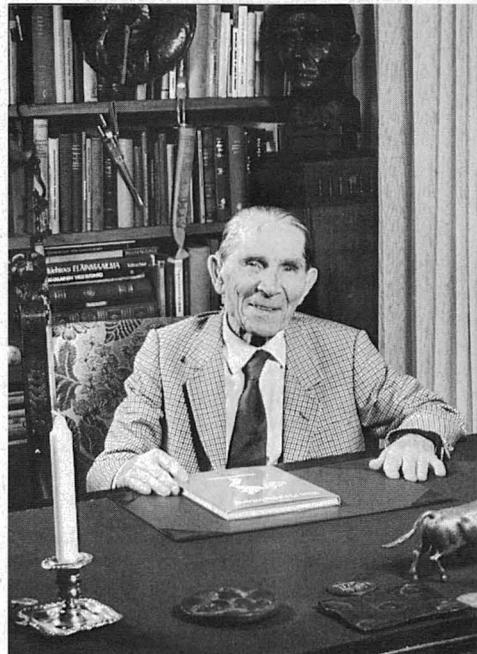


Abb. 1: Prof. Ylppö an seinem Schreibtisch in seiner Wohnung

* Meinem verehrten Lehrer Prof. Dr. med. Gerhard Joppich, Göttingen, zum 85. Geburtstag am 5. 11. 1985 gewidmet. Prof. Joppich war von 1942 bis zu seiner Berufung an die Georg-August-Universität Göttingen im Jahr 1954 Direktor des Kaiserin Auguste Victoria Hauses und nach Gründung der Freien Universität Berlin erster Ordinarius für Kinderheilkunde an dieser traditionsreichen Anstalt in Berlin-Charlottenburg.

San Francisco, und Prof. Niels Räihä, Lund. Die beiden weltbekannten Kinderärzte, der eine Perinatalphysiologe, der andere ernährungswissenschaftlich orientiert, bedankten sich mit Vorträgen, die einen Einblick in ihre Forschung zum Kreislauf des Feten bzw. zum Stoffwechsel des Neugeborenen in einem größeren Zusammenhang gaben.

Die Teilnahme des Präsidenten der Deutschen Gesellschaft für Kinderheilkunde, Prof. Dr. Dr. h. c. Horst Bickel, des Präsidenten der Deutschen Gesellschaft für Sozialpädiatrie, Prof. Dr. Dr. h. c. Theodor Hellbrügge, und des Vorsitzenden der Deutschen Gesellschaft für Pädiatrie in der DDR, Prof. Dr. Klaus Jährgig, bekundete die enge Verbundenheit, die Ylppö zeit seines Lebens mit Deutschland gepflegt hat.

Bereits 1908 war er für ein Semester an der Universität Göttingen eingeschrieben, am 2. Mai 1912 kam er für insgesamt fast 9 Jahre an das *Kaiserin Auguste Victoria Haus* in Berlin.

Auf die intensive Beziehung von Prof. Ylppö zur deutschen Kinderheilkunde wies der Präsident der Bundesrepublik Deutschland, Dr. v. Weizsäcker, in seinem Telegramm zum 100. Geburtstag am 27. 10. 1987 hin:

Sehr geehrter Herr Professor Ylppö, zur Vollendung des 100. Lebensjahres gratuliere ich Ihnen von Herzen. Ich schreibe dies auch im Namen meiner Frau, die sich beim Staatsbesuch 1985 einen persönlichen Eindruck von Ihrer unermüdlichen Arbeit verschaffen konnte.

Sie blicken zurück auf einen besonders bewegten Abschnitt der europäischen Geschichte. Als Finnland unabhängig wurde, waren Sie ein ausgebildeter Wissenschaftler. Sie haben bis heute Ihre gesamte Kraft in den Dienst Ihres Landes gestellt.

Aus Ihrer Studienzeit vor dem 1. Weltkrieg in Berlin und Ihrer langjährigen Tätigkeit im Kaiserin Auguste Victoria Haus stammen Ihre engen Bindungen zu Deutschland, die Sie sich bis heute bewahrt haben. Zwei deutsche Universitäten haben Ihnen für Ihre wissenschaftlichen Leistungen den Ehrendokortitel verliehen. Sie haben der deutsch-finnischen Zusam-

menarbeit im Bereich der Kinderheilkunde immer wieder neue Impulse gegeben. Hierfür möchte ich Ihnen meine Anerkennung und meinen Dank aussprechen, verbunden mit herzlichen Glückwünschen.

Richard von Weizsäcker

Präsident der Bundesrepublik Deutschland.

Prof. Ylppö, der jetzt im 101. Lebensjahr steht, wird auch in diesem Jahr den Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Kinderheilkunde in Mainz besuchen. Neben der Ehrenmitgliedschaft ist er zweiter Träger ihrer höchsten Auszeichnung, der Heubner-Medaille. Im Anschluß daran wird er nach Gießen kommen, wo ihm 1956 die Ehrendoktorwürde der Medizinische Fakultät verliehen wurde. 13 Jahre zuvor, anlässlich der 400-Jahr-Feier, die die Albertus-Universität Königsberg in Erinnerung an Kopernikus und sein Werk „*De revolutionibus orbium coelestium libri sex*“ veranstaltete, nahm er die Urkunde der Ehrenpromotion in der Aula dieser ehemals deutschen Universität entgegen. Diese Verleihungsurkunde enthält als Würdigung den Hinweis auf Ylppös grundlegende Arbeiten über die *Anatomie, Physiologie* und *Klinik der Frühgeborenen*. Er gab, so heißt es weiter, zum ersten Mal eine umfassende Gesamtschau über dieses wichtige Gebiet und schenkte der Kinderheilkunde die wissenschaftlichen Grundlagen für die Beurteilung der Lebensfähigkeit Frühgeborener und für ihre Behandlung¹.

Die Gießener Urkunde von 1956, die durch die Unterschrift des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität, Prof. Dr. Heinz Bauer, und des Dekans des Fachbereichs Humanmedizin, Prof. Dr. Dr. h. c. Dieter Ringleb erneuert wurde, wurde dem Jubilar bei einem Empfang der finnischen Staatsregierung am Tag nach dem Geburtstag überreicht (s. Abb. 2).

In der Festschrift, die der Fachbereich Humanmedizin der Justus-Liebig-Universität seinem Ehrendoktor zum 100. Ge-

JUSTUS-LIEBIG-UNIVERSITÄT GIESSEN

Unter dem Rektorat des
Professors der Paediatric Dr. med. Heinz Hungerland
hat am 30. Juni 1956 die
Akademie für Medizinische Forschung und Fortbildung der
Justus-Liebig-Hochschule
unter ihrem Dekan, dem
Professor der Chirurgie Dr. med. Karl Vossschulte,
Herrn Dr. med. Dr. med. h. c. Arvo Ylppö,
Professor der Paediatric der Universität Helsinki,
ehrenhalber die Würde eines Doktors der Medizin verliehen.

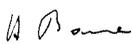
Dieses Tages gedenkt am 27. Oktober 1987,
dem 100. Geburtstag des Herrn

Dr. med. Dr. es med. h. c. ARVO YLPPÖ,
Emeritierten Professors der Paediatric der Universität Helsinki,

der Fachbereich Humanmedizin der
Justus-Liebig-Universität
und erneuert dem Nestor der europäischen Paediatric
wegen seiner grossen Verdienste um
die Erforschung der Lebensbedingungen,
von Physiologie und Pathologie der Frühgeborenen und
des Wasser- und Mineralstoffwechsels im Kindesalter die

URKUNDE DER EHRENPROMOTION

Der Präsident der
Justus-Liebig-Universität:


Prof. Dr. med. H. Bauer

Der Dekan des
Fachbereichs Humanmedizin:

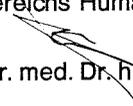

Prof. Dr. med. Dr. h. c. D. Ringleb

Abb. 2: Erneuerte Urkunde der Ehrenpromotion in Gießen. Prof. Ylppö konnte seinerzeit die Originalurkunde nicht entgegennehmen.

burtstag widmete und die gleichfalls bei dem Festakt in Helsinki vom geschäftsführenden Direktor des Zentrums für Kinderheilkunde, Prof. Dr. H. Wolf, überreicht wurde, konnten ältere Arbeiten von Ylppö aus deutschen kinderärztlichen Zeitschriften den neueren Originalarbeiten aus der Universitäts-Kinderklinik Gießen gegenübergestellt werden².

Aus dem wenig geänderten Vorwort der Herausgeber, Prof. Dr. J. Benedum, Institut für Geschichte der Medizin, Dr. J.-P. Rupp und Prof. Dr. H. Wolf, zeigen die folgenden Passagen, in welcher Weise Ylppö mit der deutschen Kinderheilkunde, insbesondere aber auch mit der Universität Gießen verbunden war, obgleich er die Universität Gießen erst 1985 im Anschluß an den Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Kinderheilkunde in Frankfurt erstmals besuchte. Sein Brief an Dr. Rupp vom 8.9.1972 zeigt aber, daß er Gießen bereits kannte bzw. eine Gießener Familie (Abb. 3).

Weltberühmt und vom finnischen Volk hochgeachtet, so steht Prof. Ylppö an der Vollendung seines Lebensjahrhunderts. Bei der Darstellung seiner wissenschaftlichen Beziehungen zu Deutschland muß auch die Ausstrahlung seiner Persönlichkeit hervorgehoben werden, die schon vor zwei Generationen in Berlin aufgefallen war. Dazu zählen seine Freundlichkeit, Bescheidenheit, Begeisterungsfähigkeit, Lebhaftigkeit im persönlichen Umgang und sein Sportsgeist. Die von ihm ausgehende Faszination erleben nicht nur die Pädiater, die mit Prof. Ylppö seit Jahrzehnten wissenschaftlich bekannt sind, sondern auch die jüngeren Kinderärzte, die ihm nur kurz begegnet sind. Diese ihm eigene Menschlichkeit in seinem hohen Alter noch zeigen zu können, ist eine große Gnade.

In Finnland wird A. Ylppö respektvoll „Archiater“ genannt, ein Titel, der nur

ganz wenigen bedeutenden Ärzten Skandinaviens verliehen wird. In der internationalen Pädiatrie ist er einer der großen Repräsentanten einer vergangenen Ära in der Medizin. Aber jeder, der ihn an seinem 90. Geburtstag während des 15. Internationalen Kongresses der Pädiatrie in New Delhi gehört hatte, merkte sehr schnell, daß Ylppö *moderne Kinderheilkunde* lehrte.

Dort leitete er eine zu seinen Ehren veranstaltete Plenarsitzung über Neonatologie. Prof. Dr. med. Dr. med. h. c. mult. Ylppö wurde während des Rektorats von Prof. Dr. Heinz Hungerland, Direktor der Universitätskinderklinik Gießen von 1951 bis 1958, von der Medizinischen Fakultät der wieder neu nach schweren Kriegszerstörungen gegründeten Justus-Liebig-Universität zum Ehrendoktor vorgeschlagen und promoviert. Als Rektor hatte Prof. Hungerland 1957 die 350-Jahr-Feier der bisherigen Ludwigs-Universität, die nach dem Zweiten Weltkrieg zeitweise Justus-Liebig-Hochschule Gießen genannt wurde, ausgerichtet. Dabei wurde die Justus-Liebig-Hochschule für Bodenkultur und Veterinärmedizin gemeinsam mit der Akademie für Medizinische Forschung und Fortbildung wieder volle Universität. Wie konnte der Arzt und Naturforscher A. Ylppö seine Erkenntnisse gewinnen? Hungerlands Meinung zu dieser Frage:

Immer deutlicher sehen wir die Bedeutung origineller Ideen bei der Entstehung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse, Ideen, die ein bestimmtes Individuum entwickelt, die mit ihm verhaftet sind, und die nur aus dessen Eigenschaften, d. h. letztlich aus seinen angeborenen Anlagen hervorgehen.

Mit dem berühmten zweibändigen Werk der schwedischen Pädagogin Ellen Key (1849–1926) „Barnets århundrade“ (1900) wurde das „Jahrhundert des Kindes“ eingeläutet³. Die Kinderärzte waren und sind – damals wie heute – Anwälte der Kinder. Sie sehen in Prof. Dr. med. Dr.

ARVO YLPPÖ

Helsinki.

8. Sept 1972.

Herrn Dr. Hans-Peter Rupp

Giessen
Univers. Kinderklinik

Lieber Kollege Rupp

Ich habe Ihren Brief vom 1.9.72,
den Sie unserer Kinderklinik gesandt
haben, erhalten. Gern sende ich
Ihrem Kollegen dort und der Kinderklinik
Giessen ein Bild von mir, welches
Sie für die Ausstellung haben wollen.
Ich schäme mich, dass ich bis jetzt
noch nicht - obwohl ich schon seit
1956 ein Ehrendoctor der Giessener
Universität bin - Ihre Kinderklinik
und die Universität besucht habe.
Dies um so mehr, da ich doch in Giessen
eine befreundete Familie (General Herrlein)
habe und die auch in diesen Jahren
in aller Eile besucht habe.

Hochlichen Gruss auch an Herrn Prof.
Dost Ihr Arvo Ylppö.



In der „Stillstube“ der Fabrikarbeiterinnen.
 „Nu hat mir wieder eene meine Jöhre vertauscht!“

Abb. 4: Aus: Das große Zille-Album, Einleitung W. Schumann, 6. Auflage, Fackelträger-Verlag, Hannover 1961.

med. h.c. mult. Arvo Ylppö den ersten und inzwischen ältesten pädiatrischen Neonatologen der Welt. Das nachzuweisen dürfte nicht schwerfallen. Bis zum Beginn des Jahrhunderts, und auch noch in seinen Anfängen, waren es fast ausschließlich Geburtshelfer, in Gießen R. Th. Edler von Jaschke, die sich mit dem Neugeborenen befaßten⁴. Die 1883 gegründete Deutsche Gesellschaft für Kinderheilkunde mußte sich auf Grund der

Tatsache, daß es noch kaum pädiatrische Lehrstühle im Deutschen Reich gab, allen Fragen zuwenden, die Kinder betrafen – natürlich wissenschaftlichen, aber auch sozialen Problemen. Das öffentliche Interesse wandte sich der hohen Kindersterblichkeit zu, die zum Teil durch heute kaum mehr erinnerliche Erkrankungen, wie z. B. die Diphtherie, mitbedingt war. Besonders hoch war die Sterblichkeit der Säuglinge. Henoch, der langjährige Leiter



Abb. 5: Vignette vom Briefkopf Arvo Ylppös: Stillende Mutter.

der Kinderklinik der Charité in Berlin, sah sich deshalb veranlaßt, seinem Nachfolger Otto Heubner den Rat zu geben, die Säuglingsabteilung, die er auf höheren Befehl hatte einrichten müssen, zu schließen. Sie bringe die gesamte Klinik in Verruf. Von den eingelieferten Säuglingen des ersten Lebenshalbjahres starben 76,5%. Von etwa 2 Millionen Neugeborenen pro Jahr im Deutschen Reich zu Anfang des Jahrhunderts erlebten fast 500 000 nicht ihren ersten Geburtstag⁵. Heute liegt die Zahl der in einem Jahr Lebendgeborenen bei einer Bevölkerungszahl in der Bundesrepublik, die nur wenig unter der des Deutschen Reiches im Jahr 1910 liegt (damals 64 Mill.), nicht viel höher als die Zahl der damals im ersten Lebensjahr gestorbenen Kinder, die Sterblichkeit im 1. Lebensjahr bei weniger als 10 pro 1000 Lebendgeborene (Hessen 6,8/1000 Lebendgeborene im Jahr 1987, derzeit niedrigste aller).

Der Wandel in der Pädiatrie zeigt sich auch an zwei Bildern des Stillens: einmal in einer Darstellung im ungünstigen Mi-

lieu, wie es Heinrich Zille 1908 sah (zu dieser Zeit kam A. Ylppö nach Berlin), Ausdruck der Not arbeitender Frauen mit ihren Kindern... (Abb. 4), und andererseits die Mutter mit ihrem Baby, voller Glück und Zufriedenheit – diese Darstellung wurde 1985 gefunden, auf dem Briefpapier unseres Jubilars... (Abb. 5).

Ylppö hat in seinem Vortrag vom 6.9.1985 im vollbesetzten Hörsaal der Gießener Kinderklinik über die Ursachen der niedrigen Säuglings- und Müttersterblichkeit in Finnland folgendes ausgeführt: 1. Traditionell werden die Kinder in der Sauna (Sauna heißt „Heiße Stelle“), wo alles wegen der hohen Temperaturen keimfrei ist, geboren. 2. Die finnischen Frauen hatten als erste in Europa bereits 1906 das Wahlrecht, wodurch Verständnis und Interesse für soziale Fragen geweckt wurden, und 3. war es durch das soziale Engagement der Frauen leicht, überall in Finnland Vorsorgeeinrichtungen zu schaffen, die von allen Schichten angenommen wurden. Schwangerenvorsor-

geuntersuchung war in Finnland seit Jahrzehnten selbstverständlich (gesetzlich seit 1944).

1912 war Ylppö noch als Student an den damaligen Direktor des Kaiserin Auguste Victoria Hauses in Berlin-Charlottenburg, Prof. Leo Langstein, empfohlen worden.

Die 1909 gegründete Einrichtung diente der pädiatrischen Forschung, insbesondere im Hinblick auf die Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit im Deutschen Reich. Ylppö hatte zeitweise auch in Göttingen studiert, war also mit den deutschen Verhältnissen vor dem Ersten Weltkrieg durchaus vertraut, als er am 2. 5. 1912, vor nunmehr 76 Jahren, in Berlin seine Volontärtätigkeit, für 4 Monate geplant, begonnen hatte.

Um die gleiche Zeit wurde in Gießen unter dem „Patronat der Großherzoglichen Zentrale für Säuglings- und Mutter-schutz“ eine Kinderklinik errichtet. Die Grundsteinlegung erfolgte am 18. 3. 1912, bezogen wurde das Gebäude am 1. 9. 1912. In den Richtlinien für die Organisation hieß es: „Ein Hauptmittel im Kampf gegen die Säuglingssterblichkeit ist die gute Ausbildung der Ärzte in der Kinderheilkunde. Dies ist am ersten und nachdrücklichsten zu fördern durch eine Universitäts-Kinderklinik. Die Kinderkliniken dienen zwar in erster Linie dem Unterricht der angehenden Ärzte, doch liegt ihre Bedeutung auch außerdem darin, daß sie für die Ausbildung des notwendigen Pflegepersonals kaum zu entbehren sind. Sie stehen im Dienst der Säuglingsfürsorge und beteiligen sich in hervorragender Weise an der Lösung dieser wichtigen sozialen Aufgabe. Auch bei uns in Hessen dürfte die Einrichtung einer solchen Klinik anzustreben sein.“

Die Großherzogliche Zentrale für Mütter- und Säuglingsfürsorge in Hessen-Darmstadt hat im gleichen Jahr, in dem das

Kaiserin Auguste Victoria Haus in Berlin eröffnet wurde, also 1909, ihre Tätigkeit aufgenommen.

Ylppö war in Berlin ungeheuer fleißig. Langstein bat um eine Verlängerung des Ylppö'schen Arbeitsurlaubes zwecks Fertigstellung einer großen Arbeit über die Neugeborenen-gelbsucht.

Diese umfangreiche Arbeit von insgesamt 110 Seiten – keineswegs die erste – ist in der Zeitschrift für Kinderheilkunde 9 (1913) 208–318 erschienen. Ylppö hat seine Bilirubinarbeiten als erster mit spektrophotometrischer Methodik durchgeführt. Seine Arbeit wurde sofort von der wissenschaftlichen Welt aufgegriffen und in dem von v. Jaschke, Gießen, geschriebenen Buch über die Physiologie, Pflege und Ernährung des Neugeborenen⁶ hervorgehoben. Die Theorie von Ylppö über die Gelbsucht des Neugeborenen wird darin sehr ausführlich dargestellt. Sie ist auch heute noch weitgehend gültig.

Wie weit die Kinderklinik Gießen in den Jahren bis nach dem Zweiten Weltkrieg Verbindung mit Prof. Ylppö hatte, läßt sich nicht mehr feststellen. Prof. Ylppö erzählte uns bei seinem Besuch in Gießen vom 5.–7. 9. 1985, daß die Professoren Rietschel, Würzburg, und Noeggerath, Freiburg, ihm nahegelegt hatten, einen Ruf auf den Lehrstuhl für Kinderheilkunde in Marburg anzunehmen, nachdem der in Marburg habilitierte Pädiater Hans Kleinschmidt von der Berliner Charité-Kinderklinik aus einen Ruf nach Hamburg erhalten hatte und nicht mehr zu gewinnen war. Dieses Angebot hat Ylppö ausgeschlagen, da nach Selbständigwerden seiner Heimat sein Land ihn gebraucht habe. Das war 1920. Ylppö war anstatt 4 Monate mehr als 8 Jahre in Berlin geblieben. Zur deutschen Kinderheilkunde behielt er auch später ständig Verbindung.

Zu den Gießener Pädiatern, zunächst von 1951 bis 1958 Prof. Dr. Heinz Hungerland (gestorben am 27. 3. 1987) und seit 1960 Prof. Dr. Dr. med. h. c. Friedrich Hartmut Dost (gestorben am 2. 11. 1985) hatte Ylppö enge freundschaftliche Beziehungen. Die Ehrenpromotion an der Gießener Medizinischen Fakultät ist deshalb auch auf Betreiben von Hungerland erfolgt. Ein Photo von Ylppö, das als Titelbild in der Festschrift wiedergegeben ist, stellt ein Geschenk zur Einweihung der neuen Gießener Kinderklinik 1972 dar und stammt aus dem Nachlaß von F. H. Dost.

Auf einem Symposium über Infant Hygiene begegneten sich F. H. Dost und A. Ylppö in Paris. Ylppö berichtete über die Verbesserung der hygienischen Bedingungen seit Beginn des Jahrhunderts, Dost und Gladtko referierten über ein Verfahren zur Flaschen- und Saugersterilisation, um dem infektiösen Hospitalismus vorzubeugen, der seinerzeit, 1969, noch eine große Rolle spielte⁷.

Die Verbindung zwischen den Kinderkliniken Helsinki und Gießen wurde von Hungerland sehr gepflegt. Im Infektionshaus der Universitäts-Kinderklinik Gießen, fertiggestellt 1958 als erster Neubau nach der vollständigen Zerstörung der Gießener Kinderklinik am 6. 12. 1944, bei der 16 Kinder, 16 Schwestern und 1 Ärztin den Tod fanden⁸, sind Anregungen aus der Kinderklinik in Helsinki aufgenommen worden.

Mehr über das Leben von A. Ylppö können wir aus den Arbeiten entnehmen, die in Heft 3 der Schriftenreihe zur Geschichte der Kinderheilkunde aus dem Archiv des Kaiserin Auguste Victoria Hauses (KAVH), Berlin erschienen sind (Ballowitz, Joppich, Wiedemann)⁹.

Geboren in Toijola (ehemals Akaa), in einer ländlichen Gegend in Zentralfinnland am 27. 10. 1887, wuchs Ylppö als fünftes

von zwölf Kindern auf. Schon als Knabe beschloß er, Kinderarzt zu werden, weil er bei Erkrankungen seiner Geschwister die Mutter oft in Sorgen erlebte. So folgte dem Schulabschluß im Frühjahr 1906 das Studium in Helsinki und Göttingen.

Noch vor dem Staatsexamen drängte es ihn – der sich inzwischen Einblicke in die praktische Pädiatrie in Helsinki erworben hatte – zur Wissenschaft. „Herr cand. med. Arvo Ylppö“ wurde aus Helsinki an Professor Leo Langstein, den Direktor des Kaiserin Auguste Victoria Hauses (im folgenden: KAVH) in Berlin – ein Zentrum pädiatrischer Forschung – empfohlen und trat am 2. Mai 1912 für gedachte 4 Monate dort ein.

Bereits am 19. Juni desselben Jahres schrieb Langstein nach Finnland um eine Verlängerung des Ylppöschen Arbeitsurlaubs zwecks Fertigstellung „einer großen Arbeit über Icterus neonatorum“ („ich prognostiziere ihm eine sehr große Zukunft“, steht bereits in diesem frühen Schreiben!), und er hat nun unermüdlich weiter für diesen „besonderen“ Mitarbeiter gesorgt und ihn mit allen seinen Kräften gefördert. Aus „gedachten 4 Monaten“ am KAVH wurden – ab 1. 1. 1913 als planmäßiger Assistent, ab 1. 1. 1918 als Oberarzt der Anstalt – mehr als 8 Jahre!

Nachdem Ylppös erste wissenschaftliche Mitteilung bereits am 24. 5. 1913 bei der Zeitschrift für Kinderheilkunde eingegangen war, folgte nur einen Monat später die große Arbeit über Icterus neonatorum: Quantitative spektrophotometrische Studien über das Verhalten des Gallenfarbstoffes im foetalen und im Neugeborenenorganismus, und weitere vier Wochen darauf eine dritte Arbeit.

Arvo Ylppö „erledigte“ in der Folge „zwischen durch“ sein medizinisches Staatsexamen und erhielt die finnländische Approbation (Frühjahr 1914) sowie im gleichen Jahr auch den Doktorgrad der Universi-

tät Helsinki. Er brachte es zusätzlich fertig, sich außer in Deutschland auch in der Welt weiter umzusehen, besuchte u. a. Wien, Paris und London 1913, 1914 noch Warschau und Petersburg, immer mit besonderem Interesse für die jeweilige Kinderkrankenversorgung und die sozialen Einrichtungen zum Schutz und zur Förderung der Kinder. Später haben ihn Reisen nahezu in alle Welt geführt.

Zunächst aber gingen, nachdem Ylppö das kaiserliche Deutschland noch im Frieden erlebt hatte, „in Europa die Lichter aus“; der Gast aus Finnland – russischer Staatsbürger, denn seine Heimat war ja damals ein Teil des Zarenreichs – hat nun auch die Zeit des 1. Weltkrieges und besonders die Notjahre nach dessen Ende treulich auf seinem Posten durchgestanden. Langstein hat u. a. mit einer Fülle von Eingaben um das Verbleibendürfen seines Mitarbeiters an der Anstalt (die natürlich während des Krieges von deutschen Assistenten mehr oder minder entblößt war), und um dessen möglichst geringe Behinderung durch seine russische Staatsangehörigkeit gekämpft. Ylppö durfte seine „Gesellenjahre“ – wie er sie selbst genannt hat – am KAVH fortführen und sich weiter zum Meister entwickeln.

Inzwischen waren – neben zahlreichen sonstigen Studien – Ylppös grundlegende Untersuchungen zur Frühgeborenenphysiologie und -pathologie durchgeführt und die wissenschaftliche Neonatologie und Prämaturologie somit recht eigentlich am KAVH aus der Wiege gehoben worden. Man staune erneut: 434 Druckseiten umfassen die Arbeiten von Arvo Ylppö im Jahrgang 1919 der Zeitschrift für Kinderheilkunde, darunter seine pathoanatomischen (makro- und mikroskopischen) Studien bei Frühgeborenen, mit Hinweisen auf die Klinik und mit besonderer Berücksichtigung der Blutungsneigung, insbesondere der Hirnblutung und ihrer Fol-

gen, sowie die Untersuchung zu Physiologie, Klinik und Schicksal der Frühgeborenen und zu deren Wachstum von der Geburt bis zum Schulalter. Ylppö war ein erfahrener Laborwissenschaftler wie auch Kinderpathologe geworden. Er ist aber in erster Linie immer Arzt geblieben, der sich insbesondere für „seine“ Frühgeborenen persönlich verantwortlich gefühlt und die Bedrohtesten oft mit größter Genauigkeit und Hingabe pflegerisch selbst versorgt hat. Daraus resultierten die besten Aufzuchtsergebnisse dieser Zeit bei Frühgeborenen.

Im Juni 1919 erreichte Ylppö während eines Urlaubs die Habilitation an seiner heimatlichen Alma mater und wurde zum Dozenten ernannt. Mit 32 Jahren wurde ihm, 1920, in Wertung vor allem der genannten großen Arbeit zur Frühgeborenenpathologie der hochangesehene Heubnerpreis der Deutschen Gesellschaft für Kinderheilkunde zuerkannt.

Bald nachdem Sowjetrußland die Selbständigkeit Finnlands nach dem Befreiungskrieg anerkannt hatte, ist Arvo Ylppö 1920 in die Heimat zurückgekehrt¹⁰. Langstein, dessen frühe Prophezie sich auch weiterhin erfüllen sollte, bezeichnete ihn in einem kurzen Abschlußzeugnis vom 1.10.1920 als „den besten unserer jüngeren Pädiater“. Sein eigentliches Zeugnis für seinen Oberarzt hatte Langstein bereits unter dem 14. Juni 1918 ausgestellt, einen Tag, nachdem Ylppö ihn darum gebeten hatte. Dieses Dokument ist für Leo Langstein wie für den von ihm Beurteilten gleichermaßen ehrend¹¹. Aus diesem Zeugnis seien nur wenige Sätze zitiert:

Auf sozialhygienischem Gebiete, dem unser Haus neben den Aufgaben der Klinik in weitestem Masse dient, denn es besitzt die Organisationen für die Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit im Deutschen Reiche, hat Dr. Ylppö sich weitgehend betätigt. Er hat die Arbeitsweise und die Methode des Hauses kennen gelernt und sie fruchtbringend in der Säug-

lingsfürsorgestelle bzw. in der Abgabe von ihm verlangter Gutachten verwertet. So ist Dr. Ylppö nicht nur Kliniker und Wissenschaftler, sondern kann auch mit vollem Rechte sich als Sozialhygieniker bezeichnen.

Dr. Ylppö hat sich durch seine Persönlichkeit im Verlaufe der Jahre im Hause nur Freunde erworben. Stets hilfsbereit zu den Müttern der Kranken, stets zur Verfügung jüngerer Kollegen oder bei der Belehrung des Säuglingspflegepersonals haben alle Insassen des Hauses ihn schätzen gelernt.

Immer freundlich und liebenswürdig, seinen Willen nach seiner Überzeugung stets in höflichster und gefälligster Form durchsetzend, hat Dr. Ylppö sich die Hochachtung all jener erworben, die mit ihm zusammen tätig waren. Gerade in unserem Hause, in dem so vielseitige Interessen vertreten werden, soviel Ärzte unterrichtet, ein großes Säuglingspflegepersonal auszubilden ist, bedeutet die Feststellung dieser Tatsache mehr als ein Lob für den Menschen Ylppö.

Arvo Ylppö fand in der Heimat übergenug zu tun vor: das weite Land, dünn besiedelt, war in kinderärztlicher Hinsicht erst zu entwickeln. Gestützt auf den 1920 gegründeten Mannerheim-Kinderschutzbund, zu dessen Leiter er berufen wurde, in der Folge auch mit Regierungshilfe, ging er ans Werk – vorbereitet nicht zuletzt durch die von ihm im KAVH erlebten breiten sozialpädiatrischen Aktivitäten und Erfahrungen, voll eigener neuer Ideen, vor allem aber mit größtem Einsatz der eigenen Person. Anfangs ist er gleichsam als Wanderprediger durch das Land gezogen, um für eine gute Kindergesundheitspflege den Grund zu legen. Im Laufe der Jahre ist dann in Finnland ein Netz von hochqualifizierten Mutter- und Kind-Fürsorgezentren aufgebaut worden, das international Vorbildcharakter gewonnen hat – und parallel dazu sind auch die finnische Kinderkrankenpflege sowie praktische und wissenschaftliche Kinderheilkunde in die Gruppe der Weltbesten aufgestiegen und die Sterblichkeitsziffern, wie allgemein bekannt, in die der weltgeringsten abgefallen.

Seit dem Frühjahr 1921 Extraordinarius der Universität Helsinki, wurde Ylppö

1923 mit der Vertretung des Ordinariats für Pädiatrie beauftragt und 1925 zum Ordinarius ernannt. Im Sommer 1922 war er nochmals eine kurze Zeit und 1923/24 für mehrere Monate zu wissenschaftlicher Arbeit im KAVH gewesen. In der schweren Inflationsnot Deutschlands hatte er von Finnland aus für finanzielle Unterstützung der Berliner Anstalt gesorgt. Jetzt wurde die Forschung in Helsinki intensiviert.

Bereits 1921 waren Ylppö in Helsinki auch das „Kinderschloß“ des Mannerheimbundes, eine kleinere Kinderkrankenanstalt, sowie die dort abzuhaltenden wichtigen Pflegekurse für Schwestern und Hebammen als Leiter übergeben worden. Universitäts-Kinderklinik wie „Kinderschloß“ erwiesen sich bei den wachsenden Aufgaben bereits in den dreißiger Jahren als in baulicher wie einrichtungsmäßiger Hinsicht nicht mehr ausreichend – und somit begann Ylppö mit der Planung von Neubauten beider Institutionen. Seinem unermüdlichen persönlichen Einsatz war es zu verdanken, daß beide Bauten während des 2. Weltkrieges nicht zum Erliegen gekommen sind, sondern bald nach dessen Ende in Funktion genommen werden konnten, die neue Klinik (geplant für 320 Betten) 1946, das benachbart gelegene neue Mannerheim-Kinderschloß (200 Betten) 1948. Letzteres dient noch heute der Versorgung von Langzeitkranken und Behinderten im Sinne der Neuropädiatrie und ist zugleich das Hauptausbildungszentrum für Pflegekräfte geblieben. Beide Anstalten haben nicht allein im architektonischer Hinsicht, sondern vor allem in Hinblick auf ihre innere Struktur, ihre Funktionsgliederung und -abläufe, weltweit Interesse und Anerkennung gefunden.

In wissenschaftlicher Hinsicht blieben Neonatologie und Frühgeborenenheil-

kunde sowie Stoffwechselprobleme beim Säugling Hauptanliegen Arvo Ylppös.

1957, mit 70 Jahren, wurde Arvo Ylppö Professor emeritus. Für ungezählte Studenten und junge Ärzte ist er ein begeisterter und mitreißender Lehrer und Ausbilder gewesen; demgemäß strömen bis heute, etwa bei einer Tagung, an der er teilnimmt, finnische Kinderärzte zu ihm wie zu einem Vater der Kinderheilkunde. Zahlreiche namhafte Pädiater rechnen zu seinen Schülern. – Erst als 76jähriger hat er auch die Leitung des „Kinderschlosses“ niedergelegt.

Aber Ylppö „blieb in der Pädiatrie“ und begleitet wachen Geistes, neugierig und mit Humor die heutigen Wege und Entwicklungen der Kinderheilkunde. Bei wiederholten, unvergeßlichen Einladungen deutscher Pädiater durch die finnische Fachgesellschaft zu wissenschaftlichen und menschlichen Begegnungen nach Finnland war er lebhaft beteiligt als interessierter Zuhörer und häufig auch noch als geistvoller Sprecher (Wiedemann).

Daß Ylppö als ein um die Volksgesundheit Verdienter eine Fülle hoher und höchster Ehren empfangen hat, bedarf kaum der Erwähnung. Er ist Mitglied in der Finnischen Akademie der Wissenschaften und in der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina, Ehrenmitglied der Internationalen Pädiatargesellschaft sowie nahezu aller nationalen Gesellschaften – darunter der nordamerikanischen wie der russischen. Joppich schreibt im gleichen Heft zur Geschichte der Kinderheilkunde⁹:

Als Arvo Ylppö im Zweiten Weltkrieg das KAVH besuchte, war er mir nicht nur durch Kleinschmidt bekannt. In der Jubiläumsschrift zum 10jährigen Bestehen des Hauses 1919 – hatte ich schon mit wahrem Erstaunen seine „pathologisch-anatomischen Studien bei Frühgeborenen“ gelesen. Die 736 Seiten umfassende Schrift ist von 18 Autoren verfaßt, Ylppös Beitrag nimmt mit 219 Seiten mehr als ein Drittel ein. Die Fülle des Krankengutes, die Präzision der Dar-

stellung mit zahlreichen Abbildungen und das umfassende Literaturverzeichnis machte diese Veröffentlichung zur Krone des Buches und stellte einen bahnbrechenden Fortschritt auf diesem Gebiet dar.

1943 war es in Berlin noch relativ friedlich, als Ylppö uns in seiner „alten Werkstätte“ besuchte. Ich freute mich, den berühmten Mann endlich persönlich kennenzulernen. Einigermaßen erstaunt war ich bei seinem Eintreffen über die überströmende Freude und den Jubel unter den Schwestern, die ihn noch von früher kannten. Und das war kein Wunder. Adalbert Czerny, Ylppös Zeitgenosse, hatte in der Festschrift zur Eröffnung des KAVH 1909 darauf aufmerksam gemacht, welche große Bedeutung den Schwestern und Pflegerinnen bei der Behandlung von Säuglingen zukomme. Es heißt dort: Die gut beobachtende Wärterin kann zwar dem Arzt ihre Beobachtungen und Eindrücke mitteilen, kann aber nicht danach handeln, sondern ist weiter genötigt, nur das zu tun, was der Arzt daraufhin befiehlt... Soll in der genannten Beziehung eine Wendung zum Besseren eintreten, so müssen erst die Ärzte ihre Anschauungen ändern. Sie dürfen nicht auf die Kinderpflegerin von oben herabsehen und glauben, daß dazu ihr theoretisches Wissen die Berechtigung abgibt.

Arvo Ylppö hat so gehandelt, wie es Czerny vorschwebte. Er *befahl nicht*, er *sprach Bitten* aus. Dies war einer der Gründe für seine Beliebtheit, und die Freude über das Wiedersehen mit ihm war nur zu verständlich.

Während des Ersten Weltkrieges waren alle männlichen Assistenten des KAVH eingezogen. Dem Finnen Ylppö blieb dies erspart. So versorgte er während des Krieges allein mit Langstein den pädiatrischen Teil der Klinik und hat dennoch seine intensiven Forschungen nicht unterbrochen. Unermüdet half er aber auch der Schwesternschaft, mit den täglichen Mühen einer von Krieg und Versorgungsschwierigkeiten belasteten Zeit fertigzuwerden.

1971 machen sich Ärzte der Göttinger Kinderklinik unter Leitung von Gerhard Joppich auf, um die angesehenen finnischen Kinderkliniken in Helsinki, Turku und Oulu zu besuchen, einen wissenschaftlichen Gedankenaustausch vorzunehmen, aber auch das Land bis hinauf nach Pallas-Ounastunturi zu bereisen und die Mitternachtssonne zu erleben. Ylppö ist natürlich mit über 80 Jahren dabei! Leider war es mir, dem Verfasser dieses Beitrages, wegen eines Forschungsaufenthaltes als Gastprofessor an der Univ. Kinder-

klinik Miami nicht vergönnt, daran teilzunehmen. Daher hat sich die Freundschaft zwischen Arvo Ylppö und mir erst sehr viel später entwickelt. Sie ist darum nicht weniger intensiv und herzlich geworden. Um die Bedeutung der Neonatologie im Fachbereich Humanmedizin der Justus-Liebig-Universität zu unterstreichen, hat der Fachbereichsrat am 14.12.1987 eine Arvo-Ylppö-Vorlesung beschlossen, die erstmals am 12.9.1988 von dem Münchener Neonatologen Prof. Dr. Klaus Riegel im F.H. Dost-Hörsaal der Universitäts-Kinderklinik Gießen gehalten wurde. Das Thema lautete: Versorgung der Neugeborenen in der Bundesrepublik und der Stand der „Neonatologie im internationalen Vergleich. Prof. Ylppö und seine Frau Dr. Lea Ylppö waren dabei. Dies war eine besondere Freude und Ehre und ein großer Tag für die Neonatologie.

Anmerkungen

- ¹ In: Benedum, J., Rupp, J.-P. und Wolf, H.: Festschrift zum 100. Geburtstag von Arvo Ylppö, Lübeck 1987; darin Ehrenpromotionsurkunde für Dr. Arvo Ylppö der Albertus-Universität Königsberg (Preußen) aus dem Jahre 1943.
- ² Vgl. Anmerk. 1.
- ³ Joppich, G., Das Kind im Jahrhundert des Kindes – Rede zur feierlichen Immatrikulation am 24.11.1956. In: Göttinger Universitätsreden, H. 18, Göttingen 1957.
- ⁴ In Österreich war man allerdings schon fortschrittlicher als in Deutschland. A. v. Reuss, Assistent bei C. v. Pirquet, durfte in der 1. Universitäts-Frauenklinik Wien die Leitung einer Neugeborenenstation übernehmen.
- ⁵ Joppich, G.: Geleitwort zu Heft 1 der Schriftenreihe zur Geschichte der Kinderheilkunde aus dem Archiv des Kaiserin Auguste Victoria Hauses (KAVH) – Berlin, L. Ballowitz (Hg.), Herford 1986.
- ⁶ von Jaschke, R. Th., Physiologie, Pflege und Ernährung des Neugeborenen einschließlich der Ernährungsstörungen der Brustkinder in der Neugeburtzeit, Wiesbaden 1917.
- ⁷ Berger, H. und Illingworth, R. S. (Hg.), Infant Hygiene; Applications, Developments and Opportu-

nities for Hygienic Infant Management. International Symposium, Paris, December 1969; Proceedings – Verhandlungen – Comptes Rendus. Stuttgart 1971

- ⁸ Koch, F., Die Entwicklung der Kinderklinik in Gießen. Gießener Universitätsblätter Heft 2/1973, S. 30–40; derselbe, Die Universitätskinderklinik Gießen, Kinderarzt 18 (1987), S. 1088–1097
- ⁹ Ballowitz, L. (Hg.), Arvo Ylppö, der Archiater Finnlands, ein Sohn des KAVH. Schriftenreihe zur Geschichte der Kinderheilkunde aus dem Archiv des Kaiserin Auguste Victoria Hauses (KAVH) – Berlin, Heft 3, darin enthalten: Wiedemann, H.-R., Arvo Ylppö: Ein Zentenaar. Sein Leben und Wirken, S. 6–16
Joppich, G., Begegnungen mit Arvo Ylppö, S. 17–18
Ballowitz, L., Zu Besuch bei Arvo Ylppö in seinem 99. Lebensjahr, S. 19–37
- ¹⁰ Rupp, J.-P.: Finnland gehörte bis 1809 zu Schweden, anschließend war das Land ein autonomes Großfürstentum im zaristischen Rußland. Als Folge einer drohenden Aufhebung des Autonomie-Status kam es seit der Jahrhundertwende zu einer Unabhängigkeitsbewegung, besonders nach Ausbruch des 1. Weltkriegs. Finnische Freiwillige wurden in der preußischen Armee (in Lockstedt/Schleswig-Holstein) zu Jägern ausgebildet. Nach der russischen Revolution 1917 gelang es am 6. Dezember 1917 die Unabhängigkeit Finnlands zu verkündigen. Noch waren russische Truppen im Land, auch kam es im Zusammenhang mit der bolschewistischen Revolution in Rußland zu inneren Unruhen: der neue Staat mußte nun Befreiungs- und Bürgerkrieg bestehen, unter der militärischen Leitung des Freiherrn Carl von Mannerheim, der dabei auf die in Deutschland ausgebildeten Jäger, aber auch auf die Hilfe deutscher Truppen zurückgriff. Am Ende der kriegerischen Auseinandersetzungen war eine Verfassung notwendig. Unter der Reichsverweserschaft von Pehr Evind Svinhufud entschied sich der 1917 gewählte Landtag für eine Monarchie. Wegen vielfältiger politischer und kultureller Beziehungen sollte ein deutscher Prinz König von Finnland werden. Nachdem Prinz Oskar von Preußen (ein Sohn Kaiser Wilhelm II.) eine Anfrage abgelehnt hatte, wählte der finnische Landtag am 9. Oktober 1918 den Prinzen Friedrich Karl von Hessen. Aber dieser Beschluß entsprach nicht der Meinung der Mehrheit der Bevölkerung, vor allem waren die alliierten Kriegsgegner Deutschlands nicht bereit, einen Deutschen auf Finnlands Thron zu akzeptieren. Am 9. November 1918 war in Deutschland mit der Abdankung des Kaisers und der Bundesfürsten das

Ende der Monarchie eingetreten, am 11. November 1918 war mit dem Waffenstillstand von Compiègne der 1. Weltkrieg militärisch beendet. Am 20. Dezember 1918 erklärte Prinz Friedrich Karl von Hessen den Verzicht auf die finnische Krone. Unter der Reichsverweserschaft Mannherms erhielt Finnland am 17. Juni 1919 eine republikanische Verfassung. Mit der Sowjetunion

wurde am 14. Oktober 1920 der Friede in Dorpat unterzeichnet.

- ¹¹ *Wiedemann, H.-R.*: The pioneers of pediatric medicine. Prof. Langstein war seit 1911 Direktor des KAVH. Er war Jude und fühlte sich nach Beginn der Nazi-Herrschaft bedroht und diffamiert. Im Alter von 55 Jahren nahm er sich am 7. 6. 1933 das Leben. *Eur. J. Pediatr.* (1988) 147, S. 105

Licher Bier.[®] Aus dem Herzen der Natur.

*Licher Privatbrauerei
Thring-Melchior K.G.,
6302 Lich, Hessen*



Buchbesprechung

Nachum Tim Gidal: *Die Juden in Deutschland von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik*. Mit einem Geleitwort von Marion Gräfin Dönhoff. Bertelsmann Lexikon Verlag, Gütersloh 1988; 440 Seiten, 974 Abbildungen, 68,- DM.

In einer Zeit, in der Meinungsforschungsinstitute in ihren Umfragen wieder eine verstärkte Ausländerfeindlichkeit im allgemeinen und einen zunehmenden Judenhaß im besonderen – nicht nur in Deutschland – feststellen, werden Bücher, die die Bedeutung und die Rolle der Juden in Deutschland darstellen, immer wichtiger. Gerade in diesem Jahr, das ein trauriges Ereignis der deutschen Geschichte in Erinnerung ruft – das Pogrom vom 9. November 1938, die sogenannte „Reichskristallnacht“ –, erscheint eine Reihe von Büchern zu dieser Thematik. Niemand wird die Wichtigkeit dieser Bücher bestreiten wollen, die versuchen, solche speziellen Begebenheiten aufzuarbeiten. Doch bisher fehlte der Versuch, die Geschichte der Juden in Deutschland, mit ihren Höhen und Tiefen, über die gesamte Zeitspanne darzustellen.

Diese Lücke ist mit dem hier besprochenen Buch geschlossen. Gleichzeitig, und das sei schon an dieser Stelle erwähnt, ist diese Gesamtschau noch keineswegs mit dieser Veröffentlichung abgeschlossen. Es kann gar kein Zweifel daran bestehen, daß der über 1000 Jahre beschriebene Zeitraum nicht alles erschöpfend behandeln kann, daß einige Kapitel nicht über die Kontur und den Umriß des Dargestellten hinausgelangen.

Und doch, dieses Buch ist wichtig!

Es ist nicht nur eine Geschichte der Juden in Deutschland, sondern auch eine Kulturgeschichte der Juden und Deutschen. Im Verlauf der Lektüre wird dem Leser immer stärker bewußt, wie groß der Einfluß der Juden auf die deutsche Kultur war. Daß dies infolge der Assimilations- und Emanzipationsbestrebungen der Juden geschah, sollte die Bedeutung auf keinen Fall schmälern.

Dem Autor selbst geht es in seiner Intention nicht so sehr um die Deutschen, sondern vielmehr um sein Volk – um die Geschichte der Juden – wie er im Vorwort bemerkt:

Es geht mir darum, zu zeigen, wer diese Juden in Deutschland eigentlich gewesen sind, wie sie gelebt haben, wie sie als eine meist unterdrückte Minderheit bis zum Jahre 1933 überlebten, sich integrierten oder zu in-

tegrieren versuchten, und wie sie am Ende, vor der Vernichtung des europäischen Judentums durch Hitler und seine Helfer, gleichberechtigte Bürger wurden.

Nachum Tim Gidal, der Autor dieses Buches, wurde 1909 in München geboren. Nach seinem Studium der Geschichte, Kunstgeschichte und Nationalökonomie in München, Berlin und Basel wurde er Fotojournalist. Es verwundert daher kaum, daß das Thema seiner Doktorarbeit mit diesem Berufsfeld eng verbunden ist: *Bildberichterstattung und Presse*. Als Fotoreporter hat sich Gidal spätestens mit dem Eintritt in die Redaktion der Zeitschrift „Life“ einen Namen gemacht. Seine Lehrtätigkeit an den Universitäten New York und Jerusalem – sie widmen sich der Geschichte und Soziologie der Visuellen Kommunikation – bescheinigen seine Kontinuität auf diesem Gebiet. Die Faszination des Bildes, die in diesem Buch zu spüren ist, scheint mühelos vom Autor zum Leser bzw. Betrachter überzugehen. Beide Teile des Buches, sowohl Text als auch Abbildungen, können jeweils für sich betrachtet werden und behalten doch ihren Informationswert. Aber hier tritt ein Glücksfall ein. Bild und Text verschmelzen zu einer Einheit, die nicht nur Interesse, sondern sogar Neugier erzeugen. Von daher ist es nicht verwunderlich, wenn diese Dokumentation gleichzeitig als Begleitbuch zur gleichnamigen Wanderausstellung dient, die im Mai dieses Jahres eröffnet wurde.

Dieses Buch ist nicht nur durch seine Äußerlichkeiten als groß (22 × 26 cm) und gewichtig (fast vier Pfund schwer) zu bezeichnen, sondern auch von seinem Inhalt – wir nannten ja schon weiter oben einige seiner Vorzüge. Das Buch gliedert sich in vier zeitliche Abschnitte:

- Mittelalter: vom 10. bis zum 15. Jahrhundert;
- Neuzeit: von der Aufklärung bis zu Napoleon;
- Kaiserreich;
- Weimarer Republik.

Hier werden dann meist auf einer oder zwei Doppelseiten einzelne Kapitel aus der Geschichte der Juden in Deutschland mit Text und Bildern näher dargestellt. Dabei wird, ohne alle Einzelheiten auszuleuchten, das gesamte Spektrum der Sozialgeschichte vorgeführt, und der Leser erhält durch das einmalige Zusammenspiel von Bild und Text ein abgerundetes Bild vom Leben der Juden in der jeweiligen Zeit. Daß indes nicht alle Fragen, die sich während der Lektüre

stellen, beantwortet werden, sondern sich vielmehr neue Fragen dazugesellen, erscheint mir nicht als Mangel. Hier liegt eine Chance des Buchs, indem es Neugier nach Antworten und weiteren Informationen weckt. Die Literaturhinweise am Ende des Bandes mögen oft für die erste Vertiefung einer Frage ausreichen, aber man wünscht sich schnell einige Titel mehr in diese Liste und vor allem eine bessere Aufschlüsselung zu den einzelnen Kapiteln.

Gelobt werden muß das Personen- und Sachregister, das das Buch auch zum Nachschlagewerk werden läßt. So greift man nach der ersten Lektüre immer wieder gerne zu *Die Juden in Deutschland*, um vielleicht einzelne Kapitel wieder zu lesen oder sich einige Abbildungen genauer und intensiver zu betrachten. Man kann dem Buch jedenfalls nicht vorwerfen, daß es sich zu stark an den großen jüdischen Namen in Deutschland orientiert. Sicherlich finden Personen wie Josef Süß Oppenheimer (1692–1738), Moses Mendelssohn (1729–1786), Rahel Levin-Varnhagen (1771–1833), Heinrich Heine (1797–1856) oder Samuel Fischer (1859–1934) – um nur einige der bekanntesten zu nennen – ihren Platz in diesem Werk, aber gerade Personen, deren Namen für die meisten Leser unbekannt sein dürften, stehen den Berühmtheiten gleichberechtigt an der Seite.

Nachum Tim Gidal gelingt es in seiner Arbeit, über die Zeiträume hinweg ein lebendiges Bild der Lebenswirklichkeit der Juden zu schildern. Hier wird keine Schuld zugewiesen, sondern Aufmerksamkeit erbeten, für die Geschichte eines Volkes, die mit unserer,

der deutschen Geschichte eng verknüpft ist. Auch wenn das Buch mit dem Jahr 1933 endet, so entläßt es den Leser doch nicht mit diesem Datum: es bleibt die unausgesprochene Aufforderung, sich auch mit den zwölf Jahren des Dritten Reiches zu beschäftigen.

Dieses Buch sollte darum besonders von den Deutschen gelesen werden, die wieder anfangen, die Schuld den Ausländern und besonders den Juden zu geben. Rassenhaß entsteht meist aus Vorurteilen, und diese wiederum beruhen größtenteils nicht auf Wissen, sondern auf falschen Annahmen. Mit dieser Bild-Text-Dokumentation könnte sich jeder das nötige Wissen aneignen, um seine Vorurteile zu überwinden, zumal das Buch *Die Juden in Deutschland* nicht mit erhobenem, pädagogischem Zeigefinger geschrieben ist.

Verständnis und Annäherung, Kennenlernen und Achtung und ein friedliches Zusammenleben wären dann keine allzugroßen Utopien. Aber es bleibt zu befürchten, daß dieses angesprochene Lesepublikum nicht erreicht, und somit die Utopie eine solche bleiben wird.

Den Lesern, die sich für dieses Thema interessieren, ist dieses Buch wärmstens empfohlen. Sie erhalten ein Druckwerk, welches auch unter dem Aspekt „Buchkunst“ außergewöhnlich ansprechend gestaltet ist. Die Abbildungen zeigen keinen Ausfall und die Drucktypen sind durch das gute Papier klar lesbar. Ein rundum gelungenes Buch: Es ist seine 68,- DM wert. (Pe)

Berichte aus der Gießener Hochschulgesellschaft für die Zeit vom 9. November 1987 bis zum 18. Juli 1988

Am 18. Juli 1988 fand die Jahreshauptversammlung der Gießener Hochschulgesellschaft statt.

Aus dem Bericht des Verwaltungsrates

**Erstattet von Dr. Dr. h.c. Otto Pflug,
Präsident der Gießener Hochschulgesellschaft**

In seinem Rückblick auf den Berichtszeitraum beschrieb der Präsident Dr. Dr. h.c. Otto Pflug die Aktivitäten der Hochschulgesellschaft. Neben den in der Öffentlichkeit wirkenden Leistungen, wie die Mittelausschüttung für das Internationale Begegnungszentrum, erfolgte auch eine Dar-

stellung, die sich mit den medialen Problemen der Justus-Liebig-Universität auseinandersetzte. Mit Bedauern wurde ein weiteres Nachlassen des Spendenaufkommens festgestellt. Die gute Zusammenarbeit im Vorstand wurde herausgestrichen.

Aus dem Geschäftsbericht des Vorstandes

**Erstattet von Prof. Dr. Dietger Hahn,
Vorsitzender des Vorstandes**

Prof. Dr. Dietger Hahn berichtete in einem Überblick von den Leistungen der Gießener Hochschulgesellschaft, wobei die verwendeten Fördermittel satzungsgemäß vergeben wurden. Auch der Vorsit-

zende des Vorstandes verwies auf die engere finanzielle Situation der Hochschulgesellschaft und bedankte sich besonders bei den Spendern der durch die Universität zu verleihenden Preise.

Aus der Hauptversammlung am 18. Juli 1988

Der Schatzmeister der Gießener Hochschulgesellschaft, Herr Direktor Willi Will, stellte die wesentlichen Aussagen der Bilanz sowie der Gewinn- und Verlustrechnung vor. Die in 1987 festgestellte

Verringerung der Einnahmen und Erhöhung der Ausgaben werden sich auch in 1988 fortsetzen, was zu einer Reduzierung des Verwaltungsvermögens führen wird. Der Schatzmeister dankte Herrn Roth für

die Arbeitsentlastung bei der Mittelverwaltung, die über die Zusammenarbeit mit dem Studentenwerk möglich wurde. Im Anschluß an den Bericht der Rechnungsprüfer über die ordnungsgemäße Kassenführung erteilte die Hauptversammlung dem Vorstand und dem Verwaltungsrat auf Antrag Entlastung.

Wahlen

Als Kassenprüfer für das Jahr 1988 wurden die bisherigen Kassenprüfer Prof. Dr.

F. W. Selchert und Bankdirektor Wacker-
mann in ihrem Amt bestätigt.

In den Verwaltungsrat zugewählt wurden Prof. Dr. G. Hempelmann und Dr. Pitzer. Prof. Dr. G. Schewe, jetzt Universität Kiel, bleibt im Verwaltungsrat als korrespondierendes Mitglied. Die übrigen Mitglieder des Verwaltungsrates wurden mit Ausnahme von Herrn F. Wacker, der auf eine Wiederwahl verzichtet hatte, wiedergewählt.

Aus dem Bericht des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität, Herrn Prof. Dr. Heinz Bauer

Präsident Prof. Dr. Bauer dankte der Gießener Hochschulgesellschaft für ihre Aktivität. In seinem Bericht behandelte er folgende Punkte:

Haushaltsfragen; Personalfragen; Entwicklung der Studentenzahl in Gießen;

Raumsituation an der Universität; Forschungsschwerpunkte und Weiterbildungsaktivitäten der Justus-Liebig-Universität; Fertigstellung des Internationalen Begegnungszentrums; Internationaler Sommerkurs 1988.

GIESSENER HOCHSCHULGESELLSCHAFT e. V.

(Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Gießen)

Bilanz zum 31. Dezember 1987

AKTIVA		PASSIVA	
1. Kasse	1363,13	1. Noch nicht abgeführte Spenden	630711,41
2. Banken	499135,05	2. Sonstige Verbindlichkeiten	440,00
3. Sonderkonten	206287,91	3. Einlagen Vermögen aus Treuhandverwaltung	23142,70
4. Postscheck	13075,20	4. Verwaltungsvermögen	1167192,07
5. Wertpapiere	1073358,92		
6. Konzertflügel	11821,00		
7. Wandelemente	10502,48		
8. Sonstige Forderungen	5942,49		
	1821486,18		1821486,18

Gießen, Mai 1988

Schatzmeister Willi Will

Gewinn- und Verlustrechnung 1987

<i>Aufwendungen</i>		<i>Erträge</i>	
1. Zuwendungen	815406,21	1. Mitgliedsbeiträge	40087,89
2. Porti	3458,80	2. Spenden	688737,48
3. Verwaltung	5950,01	3. Zinsen	109791,34
4. Sonstige Kosten	64609,05	4. Kursgewinn	3892,08
5. Abwertung auf Wertpapiere	50400,94	5. Sonstige Erträge	46795,74
6. Repräsentation des Präsidenten	5000,00	6. Verlust	58003,48
7. Abschreibung	2483,00		
	947308,01		947308,01

Prüfungsbestätigung

Die Buchführung ist als beweiskräftig anzusehen. Das Belegwesen ist geordnet. Erbetene Auskünfte wurden den Prüfern bereitwillig erteilt. Formelle und materielle Kontrollen ergaben keinen Anlaß zu Beanstandungen. Die Buchführung und der Jahresabschluß 1987 entsprechen den Grundsätzen des Handelsrechts und der ordentlichen Bilanzierung.

Gießen, Mai 1988

Wackermann

Prof. Dr. Selchert

Biographische Notiz

Prof. Dr. *Volbert Alexander*, geb. am 30.9. 1944 in Gießen, Studium in Gießen, Promotion 1972 an der Universität Konstanz; Habilitation 1976 an der Universität Konstanz; von 1974–1980 Dozent an der Justus-Liebig-Universität; 1980 o. Professor an der Universität Siegen, 1985 Dekan des FB Wirtschaftswissenschaften an der Universität Siegen, 1986 o. Professor in Gießen, Mitbegründer des Forschungsschwerpunktes „Monetäre Makroökonomie“ der DFG; Publikationen auf den Gebieten Geld und Kredit, monetäre Makroökonomie, Theorie der Geld- und Fiskalpolitik.

Prof. Dr. *Werner Becker*, geboren am 21.2. 1937, promovierte 1963 bei Theodor W. Adorno. 1970 Habilitation an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt/Main in Philosophie. 1971 Professor am Fachbereich Philosophie der Universität Frankfurt. 1982 Mitglied des Institut International de Philosophie Politique (Paris). Seit 1987 Professor am Zentrum für Philosophie und Grundlagen der Wissenschaft der Justus-Liebig-Universität Gießen. Gastprofessuren an den Universitäten Saarbrücken, München und Mannheim.

Buchveröffentlichungen u. a.: Hegels Begriff der Dialektik und das Prinzip des Idealismus, 1969; Hegels Phänomenologie des Geistes, 1971; Die Freiheit, die wir meinen. Entscheidungen für die liberale Demokratie, 1982; Der Streit um den Frieden. Gegnerschaft oder Feindschaft – die politische Schicksalsfrage, 1984; Elemente der Demokratie, 1985. Daneben Herausgebereigentätigkeit mit: K. Hübner, Objektivität in der Natur- und Geisteswissenschaft, 1976; W. K. Essler, Konzepte der Dialektik, 1981; W. Oelmüller, Politik und Moral. Moralisierung des Politischen?, 1987.

Karl Dedecius, Dr., Dr. phil. h. c., ist 1921 in Lodz geboren und leitet das Deutsche Polen-Institut in Darmstadt, dessen Initiator und Mitbegründer er ist. Er wurde bekannt durch exemplarische Buchveröffentlichungen (Deutsche und Polen 1971/73; Überall ist Polen 1974, Polnische Profile 1975; Zur Literatur und Kultur Polens 1981; Vom Übersetzen 1986) und zahlreiche Editionen und Übersetzungen (über 80 Bücher) polnischer Poesie, Prosa und Satire, darunter die Gedichte von Czesław Miłosz, Karol Wojtyła, Zbigniew Herbert, Tadeusz Różewicz, Wisława

Szyborska, die epochalen Aphorismen von St. J. Lec. Er ist außerdem Herausgeber wichtiger Anthologien (historische und thematische) polnischer literarischer Texte, seit 1982 auch der „Polnischen Bibliothek“ (bisher 27 Bände).

Dedecius ist Mitglied mehrerer deutscher und polnischer Akademien und vielfach ausgezeichnet mit deutschen und polnischen Literaturpreisen.

Prof. Dr. *Walter Hinck*, geb. 1922, Studium und Promotion in Göttingen. Habilitation in Kiel. Seit 1964 Professor für Neuere deutsche Sprache und Literatur an der Universität Köln.

Seine Buchveröffentlichungen reichen über die Dramaturgie des späten Brecht, zur europäischen Komödie, über die deutsche Ballade von Bürger bis Brecht, zur Lyrik von Heine zu Brecht, über das Moderne Drama in Deutschland, zu Goethe als „Mann des Theaters“, über „Germanistik als Literaturkritik“, zum „Theater der Hoffnung“ von der Aufklärung bis zur Gegenwart. Herausgeber zahlreicher Sammelbände und Verfasser vieler Literaturkritiken.

Wolfgang Huber, geb. 1942, Dr. theol., Prof. für Systematische Theologie (Sozialethik) an der Theologischen Fakultät der Universität Heidelberg; Mitglied der Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft (FEST), Heidelberg; Mitglied des Präsidiums des Deutschen Evangelischen Kirchentags (1983–1985 Präsident).

Prof. Dr. *Bernhard Jendorff*, geb. am 23.9. 1940 in Frankfurt. Studium der Philosophie, Kath. Theologie und Klass. Philologie, 1. und 2. Staatsexamen, Promotion zum Dr. phil.

Seit 1972 Professor für Religionspädagogik am Fachbereich 07 (Institut für Katholische Theologie) der Justus-Liebig-Universität Gießen.

Forschungsschwerpunkt und Publikationen: Didaktik und Methodik des Religionsunterrichts (1983).

Mitherausgeber der „Gießener Schriften zur Theologie und Religionspädagogik“ (1981 ff.).

Prof. Dr. *Wolfram Martini*, geb. 1941 in Hamburg. Studium der Klass. Archäologie, Klass. Philologie, Alte Geschichte, Ur- und Frühgeschichte in Heidelberg, University of Kansas (Lawrence, Kansas), Mainz und Hamburg, 1968 Promotion. 1970 Wissen-

schaftlicher Assistent in Kiel, 1978 Habilitation. Danach Vertretung des Lehrstuhls für Klass. Archäologie in Bochum und Göttingen, 1983 Ernennung zum C2-Professor auf Zeit. Seit 1985 Professor für Klass. Archäologie an der JLU Gießen.

Prof. Dr. *Werner Stroh*, geb. am 13. 3. 1927 in Weilburg. Studium der Ev. Theologie, Psychologie und Geschichte in Bonn, Marburg und Mainz. Ab 1954 Gemeindepfarrer. Seit 1969 Klinikpfarrer am Klinikum der Justus-Liebig-Universität Gießen. Von 1978 Lehrbeauftragter für christliche Ethik am Fachbereich Humanmedizin. Seit 5. September 1987 Honorarprofessor.

Leitender Forstdirektor Privatdozent Dr. rer. nat. *Hans-Joachim Weimann*, geboren 1932 in Kassel. Von 1954 bis 1961 Studium der Forstwissenschaften in Hann.-Münden und Freiburg und Referendarzeit in der Hessischen Landesforstverwaltung. Seit 1961 verschiedene Aufgaben (Hilfsdezernent, Dezernent für Betriebswirtschaft, Forsteinrichtungsdezernent, Leiter) bei der Hessischen Forsteinrichtungsanstalt. 1969 Promotion.

Von 1979 bis 1986 Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Waldbewertung der Bundesländer. 1983 Habilitation für land- und forstwirtschaftliche Bewertungslehre.

Mehr als 70 Veröffentlichungen zu Themen der forstlichen Informatik, Bewertung, Erfolgsprüfung und Geschichte sowie mit Bäumen und Wäldern verbundener Dichtung und bildender Kunst.

Prof. Dr. med. *Helmut Wolf*, geb. 13. 10. 1925 in Freiburg/Br. Studium der Medizin in Mainz, Tübingen und Marburg, Habilitation 1960 in Göttingen, Auszeichnung mit dem Czerny-Preis der Deutschen Gesellschaft für Kinderheilkunde, Forschungsauftrag in USA 1969–1970 am Fels-Res. Inst. f. Human Development, Yellow-Springs/Ohio. 1970–1977 leitender Arzt der Städt. Kinderklinik Kassel. Nach Ablehnung eines Rufs auf den Lehrstuhl für Kinderheilkunde in Essen seit 1. 1. 1978 Leiter der Abteilung Allgemeine Pädiatrie am Zentrum für Kinderheilkunde der Justus-Liebig-Universität Gießen, geschäftsführender Direktor. Seit Sept. 1978 auch kommissarischer Leiter der Abteilung Neonatologie im Zentrum für Kinderheilkunde.

Mitglied der Brit. Neonat. Soc., Mitglied der Society for the Study of Inborn Errors of Metabolism, Ehrenmitglied der Purkinje-Gesellschaft, Sektion Pädiatrie/ČSSR.

Wissenschaftliche Schwerpunkte: Gastroenterologie, Stoffwechsel und Ernährung, Wachstum und Entwicklung, Neonatologie, Tropenpädiatrie, präventive Kinderheilkunde.

